Aus

Chili, Peru und Brasilien.

Von

Ernst Freiherrn von Bibra.

Erster Band.

Leipzig,
Hermann Costenoble.
1862.

☛ Beschmutzte, oben oder an den Seiten aufgeschnittene Exemplare, oder solche, an denen die Heftbänder verletzt sind, werden durchaus nicht zurückgenommen.

Die Verlagshandlung.

Aus Chili, Peru und Brasilien.

Aus

Chili, Peru und Brasilien.

Von

Ernst Freiherrn von Bibra.

Erster Band.

Leipzig,
Hermann Costenoble.
1862.

Vorwort.

Die folgenden kleinen Erzählungen schließen sich gewissermaßen an die im vorigen Jahre erschienenen „Erinnerungen aus Südamerika" an.

Diese „Erinnerungen" sind freundlich aufgenommen worden, und ich danke lieben Freunden sowohl, als verehrten, mir persönlich Unbekannten, für ihre nachsichtige Beurtheilung.

Nur Eins möchte ich bemerken, berichtigen.

Mündliche sowohl, wie anderweitige Mittheilungen ließen mich vermuthen, als seien, hier und da, einzelne Erzählungen in den Erinnerungen so aufgenommen worden, als habe ich den Charakter der Südamerikaner als „leicht", gelinde ausgedrückt, bezeichnen wollen.

Das war nicht meine Absicht, und es wäre undankbar von mir gewesen, solches zu thun, denn ich bin freundlich aufgenommen worden allenthalben in Südamerika, vorzugsweise in Chile, und ich bewahre, dankbar, reizende Erinnerungen in meinem Herzen an jenes schöne Land.

Aber man denkt, fühlt und handelt auf andere Weise unter dem zehnten Breitegrade, als unter dem siebzigsten, und man darf auch nicht denselben Maßstab anlegen an Menschen, die unter Palmen wohnen und welche die Nützlichkeit der Pelzmützen nur von Hörensagen kennen, welchen man Individuen anlegt, die Thran genießen, die sich die Haare mit unnennbaren Flüssigkeiten parfümiren, und welche allmälig in's Rennthier und in die Eisbärenschaft übergehen.

Die Leidenschaften, welche den Lappen bewegen, sie bewegen auch das Kind des Südens, aber sie sprechen sich anders aus. Die starren Eisberge des Pols bestehen aus denselben Wassermassen, in deren dunkelblauen Wogen sich die Sonne der Tropen spiegelt.

Wenn ich aber bisweilen auch untugendhafte, und unter keinem Breitegrade zu empfehlende Charaktere geschildert habe, so geschah dies deshalb, weil solche Charaktere unendlich selten sind allenthalben auf der Welt, und weil ich der Meinung war, daß aus dieser ganzen, höchst uneigennützigen, edlen und tugendhaften Bevölkerung, schon der Rarität halber, ein wenig Untugendsamkeit wohlgefallen werde.

Nürnberg im März 1862. **Bibra.**

Inhaltsverzeichniss.

	Seite
Juana	9
Ein muthiges Herz	69
Die Geschichte von der schönen Melusine	175

Juana.

Ich will Euch eine Geschichte erzählen von einer braven Frau, von einem wackern Weibe, je nach der Sitte des Landes.

Von der treuen Maria, denn ich glaube, so hat sie geheißen, habe ich Euch schon früher einmal gesprochen, es war eine Deutsche, ein sanftes Mädchen, eine treue Frau, voll Liebe, voll Anhänglichkeit, und vor Allem: aufopfernd und dankbar gegen Den, der sie dem Elend entzogen. Noch heute spricht man von ihr in den Bergen, aber ich habe sie nicht gesehen, und die, welche mir von ihr erzählten, konnten sich wohl auch nur dunkel ihrer erinnern.

Die Frau, von welcher ich jetzt sprechen will, hatte ohne Zweifel alle Tugenden, welche die Deutsche besaß, aber diese Tugenden hatten die Färbung ihres Vaterlandes.

Sie hatten alle einen Beigeschmack von Heftigkeit und Leidenschaft, ja vielleicht selbst von

Wildheit, und es ist schwieriger für uns Deutsche, von einer Frau zu sprechen, welche solche energische Vorzüge besitzt, als von einem sanften, schweigsamen und geduldigen Wesen, ohne Zweifel, weil wir mitten unter diesen letzteren leben, und täglich unsere Vorbilder vor uns haben.

Unwillkürlich neige ich verbindlich und ehrfurchtsvoll mein Haupt, indem ich diese Worte niederschreibe, und bemerke erst jetzt, daß diese Huldigung einer Reihe von chinesischen, japanischen, indischen und egyptischen Idolen dargebracht wurde, welche auf meinem Schreibtische aufgestellt sind, während sie in Gedanken ganz anderen Idolen bestimmt war.

Was ich aber eigentlich sagen wollte, ist dies, daß die Schwierigkeit bei der Schilderung dieser chilenischen Frau zum Theil vielleicht dadurch erleichtert worden, daß ich Gelegenheit hatte, eine Zeit hindurch ebenfalls unter diesen heftigen und leidenschaftlichen Frauen zu leben, und vielleicht am meisten durch den Umstand, daß ich die persönliche Bekanntschaft meiner Heldin machte, wenn gleich erst als einer Matrone, während ihre Jugendjahre die bewegtesten waren.

Aber beginnen wir.

Es war gegen Ende des Jahres 1818, und die Schlachten, welche die Unabhängigkeit Chiles

von der spanischen Herrschaft entschieden hatten, waren bereits geschlagen. Trotzdem aber war die Ruhe des Landes keineswegs vollkommen hergestellt, denn abgesehen von dem Umstande, daß an einzelnen Plätzen des Landes Abtheilungen der spanisch Gesinnten sich noch mehrere Jahre lang hielten und die Angriffe der Patrioten häufig siegreich abschlugen, herrschte auch in jenem Theile Chiles, in welchem die Patrioten vollständig die Oberhand hatten, nur zu oft die vollständigste Anarchie.

Nachdem man die Feinde der Freiheit besiegt hatte, rächte man sich an denen, welche man in Verdacht hatte, es in's Geheim mit jenen gehalten zu haben.

Dann rächte man sich, unter diesem Vorwande, auch an Personen, welche man aus irgend einem Grunde haßte, obgleich man sicher wußte, daß sie nichts weniger als spanisch gesinnt wären.

Endlich raubte man ein wenig, auch ohne Verdacht der spanischen Gesinnung, ohne Privathaß, oder sonst ein gehässiges Motiv, sondern einfach in der Absicht, seine Vermögensverhältnisse wieder aufzubessern, welche durch die, während der Befreiungskriege gemachten Anstrengungen zerrüttet worden waren.

Da unter ähnlichen Verhältnissen dergleichen Aufbesserungs-Versuche in allen Ländern der Welt angestellt werden, wenn gleich nicht immer mit bewaffneter Hand, sondern bisweilen parlamentarisch, auf sogenanntem gesetzlichen Wege, durch den Altar des Vaterlandes, durch Säcularisation und hundert andere Dinge, so kann Niemand es den Chilenen verdenken, daß sie diesen zeitgemäßen Weg einschlugen.

Hingegen ist es zu loben, daß sie die Leute, welche sich mit diesem Aufbesserungsgeschäfte befaßten, einfach latrones, das heißt Räuber oder Spitzbuben, nannten, und ihnen nicht etwa den Titel eines Commissärs, eines — — doch was thun in unseren Tagen Titel zur Sache!

Es war also gegen Ende des Jahres 1818, als der alte Sennor Cueros vor dem Hofthore seiner Hacienda, im Schatten eines mächtigen Feigenbaumes saß, und sich damit beschäftigte, Cigarren zu rauchen und Paraguay-Thee zu schlürfen.

Man kann dies mit vollem Recht eine Beschäftigung nennen, denn Sennor Cueros fertigte sich, nach der Sitte des Landes, stets seine Cigarren selbst, indem er, mit der Schnelligkeit, wie sie nur den Chilenen eigen, etwa so viel Tabak, als man mit zwei Fingerspitzen fassen kann, in

ein bereits zugeschnittenes Stückchen eines Maisblattes rollte, an einem vor ihm stehenden Kohlenbecken hierauf dieses Produkt seiner Geschicklichkeit anzündete, und nach fünf Minuten zur Verfertigung einer neuen Cigarre schritt, da die vorige bereits aufgeraucht war.

Hinsichtlich des Paraguay- oder Maté-Thees, so befand sich derselbe in einem kleinen ausgehöhlten Kürbis, der auf einem schweren silbernen Dreifuße stand, und wurde von dem Sennor mittelst eines ebenfalls silbernen Röhrchens, welches am untern Ende mit einem Seiher versehen war, behaglich aufgeschlürft.

Vor dem also Beschäftigten saß, oder kauerte vielmehr, auf einem mächtigen, mit rother Seide überzogenen Kissen ein Mädchen, welches wir in Deutschland für achtzehn bis zwanzig Jahre alt gehalten haben würden, das aber in der That kaum fünfzehn Sommer zählte, da unter jenen Breiten die weibliche Reife bedeutend früher eintritt, als bei uns.

Dieses Mädchen, welches trotz seines etwas bräunlichen Teints und seiner nicht vollkommen regelmäßigen Züge, dennoch auch bei uns für eine vollendete Schönheit gegolten haben würde, war voll und dennoch schlank gebaut, und trug

ein einfaches, nur leicht anschließendes Kleid von Mousselin, welches die reizenden Formen des Körpers mehr verrieth als verhüllte.

Seine tief und glänzend schwarzen Haare waren durch ein einfaches dunkelfarbiges Band kunstlos zu einem Knoten zusammengebunden, und der einzige Schmuck, welchen das reizende Kind trug, bestand aus einer schweren, massiv goldenen, um den Hals geschlungenen Kette, an welcher ein mit großen Brillanten besetztes Medaillon befestigt war.

Dieses Medaillon enthielt das Bildniß seiner verstorbenen Mutter, der Gemahlin des Sennor Cueros, denn das Mädchen war dessen einzige Tochter, Juana.

Während nun Juana von Zeit zu Zeit frisches kochendes Wasser aus einem silbernen, zwischen den Kohlen des brasero stehenden Kessel auf den Thee ihres Vaters goß und zuweilen selbst ein wenig von dem Getränk nippte, blickte dieser mit vergnügter Miene bald auf sein Kind, bald auf die vor ihm sich ausbreitende Landschaft.

Er war glücklich und war sich seines Glückes bewußt.

Seine Besitzung war durch den Krieg verhältnißmäßig nur wenig berührt worden; die Ernte war, wie fast immer in Chile, trefflich gediehen,

und erst vor einigen Tagen war ihm für verkauften Weizen eine beträchtliche Summe ausgehändigt worden.

Er blickte über seine Felder und berechnete den Ertrag des nächsten Jahres, so wie den Vortheil, welchen er noch in diesem Jahre von dem Verkaufe seines Schlachtviehes haben würde.

Offenbar fiel die Berechnung günstig aus, denn er lächelte stillvergnügt vor sich hin. Es war klar, sein Vermögen mehrte sich; und welchen thätigen Mann sollte das nicht freuen!

Dann war der alte Cueros ein entschiedener Patriot, das heißt er war ein Feind der spanischen Herrschaft, und hielt es mit denen, welche für die Unabhängigkeit Chiles gefochten hatten. Diese Letzteren hatten den Sieg davon getragen, die Spanier waren so gut als verjagt; was Wunder, wenn abermals ein vergnügtes Lächeln über seine Züge flog?

Wenn wir, unter allen Verhältnissen, den für einen wackern Mann halten, welcher bis zum Tode treu aushält bei einer Partei, sei sie auch, welche sie wolle, so müssen wir billig auch Jedem die Freude gönnen über den Sieg der Seinen.

Der alte Cueros war also auch hier in seinem vollen Rechte.

Wenn er aber auf das liebliche, reizende Kind, auf seine Juana blickte, wer hätte ihm da den Stolz und die Freude verargen wollen, welche aus seinen Augen leuchteten!

Hatte er sich vorher über die Mehrung seiner Habe gefreut, war ihm das Herz aufgegangen bei dem Gedanken an die errungene Freiheit seines Vaterlandes, jetzt dachte er an die glückliche Zukunft seines Kindes.

Er fuhr lächelnd mit der Hand über ihr volles Haar, und malte sich, mit unbestimmten Zügen, das Bild seines künftigen Eidams.

Dann blickte er wieder mit leuchtenden Augen in die Ferne.

Bisher wurden nur wenige Worte gewechselt zwischen Vater und Tochter. Beide mochten mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt sein, und wenn wir gleichwohl von denen des Vaters unterrichtet sind, so maßen wir uns doch nicht an, jene der Jungfrau errathen zu wollen.

Plötzlich aber sprang Juana auf, und indem sie die Hand über die Augen hielt, um besser sehen zu können, rief sie aus:

„Was kommt dort, Vater? Ich glaube, wir bekommen Gäste.“

Der also Angesprochene aber sagte, nachdem er einige Augenblicke nach der bezeichneten Stelle geblickt hatte, mit bedenklichem Tone:

„„Ich glaube nicht, daß dies Gäste sind, es sind wenigstens zehn Männer, und sie reiten wie toll, gehe in's Haus, Juana — doch nein, bleibe hier."" —

Nach etwa einer halben Minute hielt ein Haufen wild aussehender Männer vor Cueros und seiner Tochter, und einer der Bursche, welcher offenbar der Anführer war, sagte im spöttischen Tone zu dem erschrockenen Hacienden-Besitzer:

„Wir kommen, um uns nach der Gesundheit Euer Gnaden zu erkundigen."

Cueros war bleich geworden, und umschloß instinktartig seine Tochter mit dem linken Arme, aber er sagte so ruhig wie möglich:

„„Ich danke Euch, Sennores, ich befinde mich vollkommen wohl.""

„Ferner," fuhr der Räuber fort, denn es war kein Zweifel, daß man es mit solchen zu thun hatte, „ferner wollen wir uns nach ein paar tausend Thalern erkundigen, welche Ihr aufbewahrt habt, um die Spanier damit zu unterstützen."

„„Das ist eine schändliche Lüge,"" rief Cueros, „„ich habe es nie mit den Spaniern gehalten.""

„Wirfst Du mir Lügen vor, alter Hund,"

schrie der Räuber, indem er eine mächtige Reiterpistole hervorzog, aber in demselben Augenblicke fielen in der Hacienda selbst einige Schüsse, und ein Knecht des Hauses stürzte über den Hof, als wolle er zu seinem Herrn eilen, aber noch einige Schritte von Cueros und den Räubern entfernt, drehte er sich einige Male im Kreise, und fiel mit einem dumpfen Schrei zu Boden.

Er war todt.

„Fort zu den Anderen, die Hälfte von Euch,“ sagte jetzt der Anführer, „die Uebrigen bleiben hier.“

Vier Männer sprengten sogleich über den Hof in die Hacienda, während eine eben so große Anzahl am Thore halten blieb.

Es war klar, man hatte die Hacienda von zwei Seiten angegriffen, um, im Falle man vor der Zeit bemerkt würde, ein Entweichen der Bewohner zu verhindern.

Dieser Mord hatte Cueros empört; auch Juana, welche bisher ihren Vater umschlungen hatte, richtete sich auf, und sah mit blitzenden Augen um sich.

„Feige Mörder! was hat Euch der arme Mensch gethan?“ rief Cueros.

Aber der Anführer der Räuber schien erst jetzt

Juana bemerkt, oder wenigstens näher in's Auge gefaßt zu haben; er ließ Cueros vollständig unbeachtet, und verschlang mit gierigen Augen das junge Mädchen.

Plötzlich aber ließ er sein Pferd einen Satz machen, faßte Juana am Gürtel, und hob sie, leicht wie eine Feder, zu sich auf den Sattel.

Jetzt sprang Cueros vor das sich bäumende Pferd, und während er mit der einen Hand dessen Zügel fest hielt, suchte er mit der andern sein Kind dem Räuber zu entreißen; dieser indessen zog seine Pistole, gab Feuer, und im andern Augenblicke taumelte Cueros blutend zurück, und stürzte lautlos zu Boden, aber fast gleichzeitig ließ auch er selbst seine Beute los, streckte beide Arme von sich, und fiel vom Pferde, indem er sich rücklings überschlug.

Fast jede chilenische Frau trug zu jener Zeit einen Dolch bei sich, und Juana hatte den ihrigen gut gebraucht. Der Räuber lag ohne Lebenszeichen auf der Erde.

Das Alles trug sich in Zeit von wenigen Sekunden zu, und fast eben so rasch ereignete sich Folgendes:

Juana hatte sich auf ihren, in Blut schwimmenden, und leblos auf der Erde liegenden Vater

geworfen, unbekümmert um Alles, was um sie vorging.

Drei der Räuber, welche am Thorwege zurückgeblieben waren, sprangen von ihren Pferden und stürzten auf die Wehklagende los, indem sie dieselbe, unter lästerlichen Flüchen, zu ermorden drohten.

Der vierte aber stellte sich zwischen sie und ihr Opfer, um dieses zu vertheidigen.

„Was fällt Dir ein, Ambrosio! sie hat Paulo getödtet!"

Aber dieser antwortete nicht, sondern griff jetzt, anstatt sich einfach zu vertheidigen, mit Ungestüm seine Kameraden an, von welchen er bald zwei kampfunfähig gemacht hatte.

Der dritte floh, Verwünschungen ausstoßend und um Hülfe rufend, nach der Hacienda, und als der, welcher von den anderen als Ambrosio bezeichnet worden war, jetzt um sich blickte, sah er Juana neben sich stehen, welche ihn mit funkelnden Augen ansah und sprach:

„Warum gehörst Du zu Diesen, welche meinen Vater ermordet haben!"

„„Ich habe Euren Vater nicht ermordet,"" sagte Ambrosio; „„aber jetzt folgt mir, denn in

weniger als zwei Minuten seid Ihr unrettbar verloren.“ “

„Was können sie mir thun, als mich morden,“ sprach Juana stolz, „ich fürchte den Tod nicht!“

Ambrosio blickte sie mitleidig an, dann neigte er sich nieder und flüsterte ihr einige Worte in's Ohr, als scheue er sich, das, was er sagte, laut auszusprechen.

Das junge Mädchen erröthete tief, bis an den Nacken.

„Schwört mir beim Leben Eurer Mutter,“ sprach sie hierauf, „daß das wahr ist, was Ihr mir sagtet.“

„„Ich schwöre es Euch bei ihrer Seligkeit, denn meine Mutter lebt nicht mehr.“ “

Juana blickte einige Augenblicke vor sich hin, dann warf sie einen Blick auf den Leichnam ihres Vaters:

„Ich folge Dir,“ rief sie hierauf entschlossen, „versuche es, uns zu retten!“

Einige Sekunden später jagten Beide feldeinwärts, Juana auf dem Pferde Paulo's.

Es war Zeit, denn bereits sprengten andere Räuber aus der Hacienda, um die Flüchtigen zu verfolgen.

Eine kurze Zeit hindurch dauerte diese Jagd,

dann gaben die Verfolger ihren Plan auf. Hatten nun die beiden Flüchtlinge bessere Pferde, als ihre Feinde, war der zuerst genommene Vorsprung allzugroß, oder fürchteten die Räuber vielleicht bei ihrem Antheil an der Beute verkürzt zu werden, kurz, sie kehrten nach der Hacienda zurück.

Als hierauf die jungen Leute auf einer kleinen Anhöhe Halt machten, sahen sie Rauch aus der Hacienda aufsteigen, und bald stand dieselbe in vollen Flammen.

Juana blickte düster auf die Zerstörung des Ortes, der bisher ihre Welt gewesen war, dann sagte sie einfach zu ihrem Begleiter:

„Vamos!“

Und dann wandten Beide ihre Pferde und ritten nach den Bergen.

Wenn in Italien, und, wie man berichtet, vielleicht auch in einigen anderen stammverwandten gesegneten Ländern irgend Jemand ein kleines Mördchen unter guten Freunden, oder nahen Anverwandten begangen hat, oder irgendwie, auf andere Art, mit der eben herrschenden Gewalt in Collision gerathen ist, so reist er in die Berge.

Er kann sicher sein, dort verschiedene Räuberbanden anzutreffen, welche sich daselbst bereits ansässig gemacht haben, und der Reisende hat die Wahl, sich bei einer oder der andern derselben ebenfalls zu etabliren.

In Chile findet diese, bisweilen sehr angenehme Einrichtung nicht statt, und dies war selbst nicht der Fall in jenen Zeiten der allgemeinen Aufregung und Gesetzlosigkeit.

Man hatte kaum eigentliche organisirte Banden, und hauptsächlich keine solchen, welche ihren Wohnsitz in irgend einer romantischen Höhle, oder in einem Laurus- oder Cypressen-Haine aufgeschlagen hatten.

Wollte man aber ein wenig rauben, so einigten sich einige oder mehrere gute Bekannte, statteten einem Andern einen Besuch ab, so wie es etwa die Freunde des Paulo dem Sennor Cueros thaten, und kehrten dann wieder an ihren häuslichen Herd und in den Kreis ihrer Familie zurück.

Ambrosio hatte also keine Aussicht, in den Bergen eine angemessene Beschäftigung zu finden, und er hätte auch keine Bande aufgesucht, selbst im Falle sich eine solche dort befunden hätte, einzig Juana's wegen, und aus dem Grunde, wel-

chen er ihr während jener Mordscene in's Ohr geflüstert, und weshalb sie so erröthete.

Aber er mußte in die Berge fliehen, um sich, für das Erste wenigstens, der Rache seiner Genossen zu entziehen, und dann war es der gleiche Fall mit Juana, welche schutz- und obdachlos war, und die jenes Dolchstichs halber, eben so wie er, in der größten Gefahr schwebte.

Unter allen Zonen der Erde ist es nur ein, wenngleich eigentlich fatales, Vorrecht der Jugend, sich in der kurzen Zeit von einigen Minuten auf vollständig tollhäuslerische Weise zu verlieben, und da Ambrosio von diesem Vorrechte den vollsten Gebrauch gemacht, und Juana bereits anzubeten begann, so hatte er doppelte Sorge, wie er dieses zarte und geliebte Wesen im Gebirge verbergen, und nur einigermaßen mit dem Nöthigsten versorgen wolle.

Juana hatte den jungen Mann aufmerksam beobachtet, und da die Frauen, unglücklicher Weise, meist außerordentlich glücklich im Errathen der Gedanken der Männer sind, so wußte sie bald, was sein Herz beschwerte.

„Bringt Ihr mich in das Haus Eures Vaters?" sagte sie, nachdem Beide eine Zeit lang schweigend neben einander geritten waren.

„„Ach,““ erwiederte Ambrosio, „„auch mein Vater ist todt, und in die kleine Hütte, welche mir, dort unten im Flachlande, geblieben, kann ich Euch nicht führen, Ihr wißt ja, wegen Paulo und den Anderen —““

„Desto besser,“ sagte Juana, welche sich muthig stellte, um ihrem Beschützer selbst Muth einzuflößen, „desto besser, so bleiben wir im Freien, ich habe oft auf diese Art die Nacht zugebracht, und freue mich kindisch darauf.“

Ambrosio blickte sie prüfend an, ob sie nicht scherze, aber sie hielt seinen Blick standhaft aus, und eine Centnerlast war von der Brust des jungen Mannes gewälzt. Dennoch aber wurde lange kein Wort mehr gewechselt, denn Ambrosio fühlte, daß man nicht mit einer Tochter scherzen dürfe, deren Vater vor wenigen Stunden erst getödtet worden war.

Man erreichte endlich den bewaldeten Theil des Gebirges, nachdem bereits die Nacht eingebrochen war, und während man die Pferde grasen ließ, trug Ambrosio Zweige und Blätter zusammen, um ein Lager für seine Gefährtin zu bereiten.

Ein Feuer wagte er nicht zu entzünden, um seine Feinde nicht etwa auf seine Spur zu lei-

ten, aber nachdem er Juana seinen Poncho gegeben hatte, legte er ein kleines Stückchen Maisbrod, den ganzen Speisevorrath, welcher sich in seiner Satteltasche gefunden hatte, neben Juana.

Das Blut stieg ihm in die Wangen, und der arme Junge war dem Weinen nahe, als er ihr dieses spärliche Abendbrod vorsetzte.

Juana nahm schweigend den Poncho, das Brod aber gab sie ihm zurück.

„Iß Du selbst," sagte sie heiter, „ich pflege nie des Abends zu speisen."

Er steckte es wieder zu sich, ohne es indessen zu berühren, und legte sich etwa zwanzig Schritte von Juana's Lager auf die Erde, um über ihre Sicherheit zu wachen; diese aber betete lange und inbrünstig zu der heiligen Jungfrau, und schlief dann mit dem Gefühle der vollkommenen Sicherheit ein.

Sie war gläubig, gläubig im vollsten Sinne des Wortes, und vertraute auf den Schutz der Mutter des Herrn.

Dann aber hatte sie in dem Herzen des jungen Mannes gelesen.

Sie wußte, daß ihre Ehre sicher war unter seiner Hut, und daß er ihr Leben jetzt mit noch

mehr Aufopferung vertheidigen würde, als dies vor einigen Stunden geschehen war.

Des andern Morgens löste Juana mit ihrem Dolche das Bild ihrer Mutter aus der goldenen Kapsel, und gab hierauf diese sammt der Kette Ambrosio.

„Gehe hinunter zu den Menschen," sagte sie, „und verkaufe dies. Man sagte mir, das Gold und die Steine seien viel werth, aber das ist gleichgültig. Sieh' nur, daß Du das Nöthigste für den Erlös erstehen kannst, was wir für die erste Zeit, hier im Walde, bedürfen. Ich werde Dich hier erwarten."

Ambrosio ging mit schwerem Herzen. Er hatte die Gefühle des jungen Mädchens nicht errathen, wie Juana die seinigen, und fürchtete, sie bei seiner Zurückkunft nicht mehr zu treffen.

Ferner besorgte er, im Flachlande angehalten zu werden, als Räuber vielleicht, wenn er bei Unbekannten den Schmuck veräußern wolle, oder etwa einem seiner Raubgenossen von gestern zu begegnen.

Aber er ging dennoch.

War er nicht ihr Sklave? Mußte er nicht Alles thun, was sie gebot, schon deshalb, weil er mit Denen war, die all' dies Elend über sie ge-

gebracht hatten? Daß er sie vertheidigt und gerettet hatte, fiel ihm nicht ein in Betracht zu ziehen.

Aber seine Befürchtungen waren glücklicher Weise grundlos.

Von seinen Genossen kam ihm keiner in den Weg, und sogleich in der ersten Hacienda kaufte man ihm, ohne lästige Fragen, seinen Schmuck ab. Unbedingt zwar kaum um das Zwanzigfache seines Werthes, denn man bemerkte wohl, daß er denselben nicht kannte, und hielt ihn natürlich für einen Räuber, aber — der Raub war einmal geschehen — und dann — das Geschäftchen zu profitabel! Wer wollte, unter solchen Umständen, dem armen jungen Mann irgend eine Ungelegenheit bereiten!

Als er beladen mit Speisevorrath, einem eisernen Topfe, Decken, einer Flinte und anderen Gegenständen, sich dem Orte näherte, wo er Juana verlassen hatte, pochte das Herz in seiner Brust, als wolle es zerspringen.

War sie noch da? hatte sie sich nicht geflüchtet, hatte sie ihn, den Räuber, verlassen, und war zu den Landleuten in die Ebene gegangen, um dort Hülfe zu suchen?

Aber sie kam ihm entgegen, denn sie hatte ihn kommen sehen, und begrüßte ihn herzlich. Dann

musterte sie die gekauften Dinge, und belobte ihn, weil er Brauchbares erstanden habe. Als er ihr das übrige Geld aushändigen wollte, sagte sie:

„Behalte Du es nur, wir werden später noch Mancherlei bedürfen.“

Nun begann ein eigenthümliches Leben.

Die beiden jungen Leute zogen sich tiefer in's Gebirge zurück, wo Ambrosio eine kleine Hütte für Juana aufrichtete, während er selbst, in bescheidener Entfernung, unter einem Felsenvorsprunge die Nächte zubrachte.

Des Tages über suchten sie eßbare Beeren, die indessen spärlich vertreten sind in jenem Theile Chiles, aber da Ambrosio kein ungeschickter Schütze war, so schoß er bisweilen einen Vogel, eine Wildtaube oder eine Ente auf einem der dort zahlreichen Gebirgswasser.

Dann wurde Tauschhandel getrieben mit den Hirten im Gebirge, welche reichliche Mengen Ochsenfleisch für einen solchen Leckerbissen gaben.

Man verträgt sich im Gebirge mit seinen Nachbarn, und so fragten die Hirten nie nach dem Treiben des jungen Mannes, dessen Feuerstelle freilich stets einige Stunden entfernt von der ihrigen war. Aber sie halfen ihm aus, wo sie konnten, wenn er zu ihnen kam.

Vielleicht sechs Wochen lang hatte man auf diese Weise zugebracht, und Juana hatte während dieser Zeit Gelegenheit, die ganze einfache Lebensgeschichte ihres Begleiters zu erfahren.

Seine Eltern waren wenig bemittelte Landleute, aber sie empfanden dies wenig, da die Bedürfnisse gering sind in Chile. Sein Vater war vor einigen Jahren gestorben, und die Mutter war ihm binnen Jahresfrist gefolgt. Er selbst, Ambrosio, hatte eine Zeit hindurch gegen die Spanier gefochten, und als er später auf sein kleines Erbgut zurückgekehrt war, dieses natürlich in schlimmem Zustande gefunden.

Vom Felde hatte die stachelige Espina Besitz genommen, das Häuschen war dem Verfalle nah.

Aber er war an Entbehrungen gewöhnt, und war er auch bisweilen Schmalhans Küchenmeister, so empfand er das doch nicht besonders. Indeß hatte er sich vorgenommen, nach und nach die Schaden zu bessern. Nach und nach, denn anhaltende Arbeit liebt sehr selten ein Chilene, viel besser sagt ihm eine gewisse Ungebundenheit, ein wenig Abenteuerlichkeit zu.

In diesem Sinne hatte er, auf Paulo's Aufforderung, auch den Zug gegen die Hacienda von Juana's Vater mitgemacht. Daß man morden

und sengen würde, fiel ihm nicht ein, vielleicht lag es auch selbst nicht in der Absicht seiner Genossen, einfach die Umstände riefen es hervor.

Welchen mächtigen Eindruck Juana auf ihn gemacht hatte, so zwar, daß er plötzlich die Waffen gegen seine Freunde kehrte, erwähnte er nicht, und überhaupt benahm er sich, während dieser ganzen Zeit, mit der äußersten Bescheidenheit gegen sie.

Er war ihr Diener, ihr Sklave, welcher nur lebte, ihre Entbehrungen zu mindern, so viel in seinen Kräften stand, und der sein Leben hundertmal für das ihrige geopfert haben würde.

Dies wußte Juana, und welches Weib würde dies nicht errathen haben? Aber die ebenfalls ganz natürliche Folge war, daß sie seine Gefühle zu theilen begann, und daß das Wohlgefallen, welches sie vielleicht anfänglich an dem jungen Manne gefunden hatte, sich endlich in eine heftige Liebe umwandelte.

Es ist möglich, daß bei dem Zusammenleben zweier jungen Leute Bescheidenheit, noch mehr aber eine wahre und innige Liebe, den einen Theil zurückhält, seine Neigung kund zu geben.

Aber es ist nicht möglich, daß, im Falle der andere Theil diese Neigung erwiedert, längere

Zeit dieses Zusammenleben fortdauert, ohne daß man sich erklärt und verständigt.

Als daher eines Morgens, nachdem Juana aus ihrer Hütte getreten war, Ambrosio sich ihr näherte, und neben den Stein, auf welchem sie gewöhnlich zu sitzen pflegte, schweigend ein Häufchen frische Erdbeeren legte, welche er bereits bei grauendem Tage für sie gesammelt hatte, blickte sie ihn einige Augenblicke ruhig an, dann aber warf sie sich plötzlich mit leidenschaftlicher Heftigkeit an seinen Hals, und erstickte ihn fast mit einer Unzahl von Küssen.

Der also Ueberraschte zitterte, und würde umgesunken sein, wenn sie ihn nicht mit ihren Armen umschlungen gehabt hätte; aber er müßte kein junger Mann gewesen sein, wenn dieser Zustand unter den obwaltenden Umständen lange gedauert hätte.

Er erwiederte alsobald ihre Liebkosungen mit gleicher Heftigkeit, und nachdem dieser stürmische Liebestaumel einige Minuten gewährt hatte, setzten sich die beiden jungen Leute neben einander auf den Stein, welcher früher Juana's alleiniges Eigenthum war, und — weinten; weinten, als sei ihnen das größte Unglück begegnet.

Man braucht weder ein kleines Kind zu sein,

noch ein altes Weib, und ebensowenig ein Verliebter, um bisweilen recht wacker zu weinen, obgleich man in solchen Fällen meist ein wenig ein Verrückter ist.

Warum diese beiden Kinder weinten? Ich weiß es nicht. Oder besser, es gäbe eine lange, und ohne Zweifel wenig unterhaltende Abhandlung, wenn man dies entwickeln wollte.

Begnügen wir uns also, zu sagen, daß Beide ihren Thränen freien Lauf ließen, und kehren wir hierauf zu unserer Geschichte zurück. —

Einige Wochen nach jenem gegenseitigen Geständnisse sagte Juana eines Tages zu Ambrosio:

„Da ich nun Deine Frau bin, so wollen wir uns einmal über unsere Zukunft besprechen. Dein Haus ist verfallen, und Deine Felder mit Unkraut bedeckt. Mein Vater ist ermordet, und seine Hacienda liegt in Asche. Aber ich bin die alleinige Erbin meines Vaters, und da seine Felder, welche jetzt die meinigen sind, sich in gutem Zustande befinden, und, wenn sie bebaut werden, sich mit ihrem Ertrage leicht eine neue Hacienda herstellen läßt, so sehe ich nicht ein, warum wir hier in den Bergen ein kümmerliches Leben führen sollen, was noch kümmerlicher werden wird, wenn unsere letzten Goldstücke verschwunden sein

werden. Wir wollen also ganz einfach hinunter in die Ebene gehen, und unter den Menschen leben, anstatt hier im Walde, wie Kuhhirten oder Indianer, umherzuziehen. Was Deine Kameraden betrifft, so haben sie wahrscheinlich ihren Groll gegen Dich jetzt aufgegeben, und wenn nicht, so wollen wir sie schon beschwichtigen."

Juana machte hier die Bewegung des Geldzählens mit dem Daumen und Zeigefinger, eine Pantomime, welche so gut, wie einige andere telegraphische Handbewegungen, in der ganzen Welt gebräuchlich ist und verstanden wird, und hierauf fuhr sie fort:

„Wenn Du also morgen hinunter in das Land gehst, um von unserem wenigen Gelde das Nöthigste einzukaufen, so dringe weiter vor, als bisher, besuche die Trümmer meiner, unserer Hacienda, forsche nach, wie die Sachen stehen, und wenn, wie ich hoffe, kein Hinderniß obwaltet, so gehen wir dann, so bald wie möglich, Beide hinab auf unser Besitzthum, vor Allem aber," setzte sie erröthend hinzu, „zu einem Priester."

Ambrosio schwindelte der Kopf.

Er schwelgte in diesen letzten Tagen in einem Himmel des höchsten Liebesglücks, und hatte keinen andern Gedanken, als eben diese seine Liebe.

Jetzt sollte zu dieser auch noch Reichthum kommen, ein behagliches, sorgenfreies Leben, er sollte der Gatte einer vermögenden Erbin werden, er, der arme Teufel, ein reicher, angesehener Haciendenbesitzer!

Als er des andern Tages, nach einem schwärmerisch zärtlichen Abschiede von Juana, hinab in die Ebene ritt, malte er sich diese seine zukünftige Stellung mit den glänzendsten Farben aus, mit allen jenen funkelnden und blitzenden Farben, welche nur auf der Palette eines Sanguinikers zu finden sind.

Liebe, Ehre, Unabhängigkeit, Reichthum!

Während er so träumte und schwärmte, war er rasch weiter gekommen auf seinem Wege, denn er hatte die Ortschaften nicht besucht, in welchen er in der letzten Zeit seine Einkäufe gemacht, sondern hatte die Richtung nach Juana's Besitzthum eingeschlagen.

Noch anderthalb Leguas von der zerstörten Hacienda entfernt, machte er vor dem Kramladen eines kleinen Dorfes Halt, und da mit solchen Kramen auch meist eine Art Fonda verbunden ist, so ließ er sich ein Glas Wein geben, und begann seine Nachforschungen beim Besitzer des Hauses.

Eine Zeit lang ging Alles vortrefflich, als er aber auf die Hacienda des Sennor Cueros zu sprechen kam, blickte ihn der Krämer einige Augenblicke aufmerksam an, und sagte hierauf:

„Warum fragt Ihr nach Dingen, welche die ganze Welt weiß? Ihr müßt weit hergekommen sein!"

„„Ich weiß gar Nichts,"" erwiederte Ambrosio, „„denn ich wohne in der Nähe von Santjago, im Gebirge, und komme nur selten in's Land herunter.""

Der Krämer schwieg einige Augenblicke, dann sagte er ruhig:

„So, So! Nun, was hier Jedermann bekannt ist, ist das, daß ein gewisser Ambrosio, einer der größten Spitzbuben in der Welt, seit längerer Zeit einen Liebeshandel mit der einzigen Tochter des alten Cueros, hinter dessen Rücken, unterhielt und endlich die unerhörte Frechheit hatte, ein Lump, wie er war, beim Vater um die arme Verführte anzuhalten. Der Alte jagte ihn mit Hunden von der Hacienda, und der rachsüchtige Schurke spiegelte jetzt einigen guten, aber unbesonnenen Jungen vor, daß der alte Cueros ein Landesverräther sei, und bestraft werden müsse."

„Die jungen Leute, welche ihr Vaterland leidenschaftlich liebten, ließen sich bethören und über-

fielen, unter seiner Anführung, die Hacienda, welche er, nachdem er einen Diener des Sennor Cueros ermordet hatte, in Brand zu stecken befahl. — Aber was ist das," unterbrach der Erzähler dieser reizenden Neuigkeiten sich selbst, „Ihr werdet ja bleich wie der Tod?"

Es war in der That so, und Ambrosio schützte vor, daß er heute bereits mit dem grauenden Morgen von Hause aufgebrochen sei, und noch keinen Bissen zu sich genommen habe.

„Ich werde Euch gleich Etwas zu essen holen," sagte der Mann eifrig, „bleibt hier, ich bin recht bald wieder da."

Als Ambrosio allein war, fragte er sich, ob er wache oder träume. Also auf ihn, der er der Unschuldigste bei der ganzen Geschichte war, auf ihn hatte man die ganze Schuld gehäuft! Er hatte einen geheimen Liebeshandel mit Juana angeknüpft, er hatte den Raubzug angesponnen, den Diener ermordet, und die Hacienda in Brand gesteckt! Er schauderte vor der Fortsetzung der Erzählung, aber er mußte sie dennoch anhören, obgleich er am Liebsten sich augenblicklich aus dem Staube gemacht hätte, und trotzdem, daß er öfters von dem ihm vorgesetzten Weine trank, klebte ihm dennoch die Zunge am Gaumen.

Nach ziemlich geraumer Zeit erschien endlich der Hausherr wieder und setzte einige Speise vor Ambrosio nieder, und dieser mußte, obgleich ihm der Bissen im Munde quoll, dennoch sich den Anschein eines Hungrigen geben.

„„Wie ging's denn endlich weiter?““ fragte er möglichst unbefangen.

„Es ging weiter, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Der blutdürstige Halunke fiel jetzt über den Vater seiner Geliebten her, streckte denselben durch einen Pistolenschuß zu Boden, und bemächtigte sich hierauf des armen, bethörten Mädchens. Das Schändlichste ist aber ohne Zweifel das, daß er einen gutmüthigen Jungen, der Paulo hieß, und welcher ihm sanfte Vorwürfe über alle diese Gewaltthaten machte, hinterrücks mit einem Dolche niederstach. Dann schleppte er die Tochter des Sennor Cueros mit sich in seine Räuberhöhle im Gebirge, wo er sie ohne Zweifel, nachdem er ihr Gewalt angethan, ermordet hat; denn den Schmuck, welchen sie bei ihrer Entführung trug, hat er, wie man jetzt sicher weiß, im Flachlande um ein Sündengeld verkauft. Aber Gottes Gerechtigkeit wird den dreifachen Mörder erreichen. Die Gerichte bieten Alles auf, seiner habhaft zu werden, denn es kehrt jetzt Ruhe und Ordnung

im Lande wieder, und die jungen, durch ihn verführten Leute suchen ihren Fehler dadurch gut zu machen, daß sie ihm allenthalben nachspüren, um ihn in die Hände der Gerechtigkeit zu liefern. Ueberdies hat der alte Cueros eine namhafte Summe für den ausgesetzt, welcher ihm seine Tochter wieder zurückbringt, oder wenigstens über ihr Leben oder ihren Tod sichere Nachricht verschafft."

„„Der alte Cueros,"" sagte Ambrosio, trotz seiner Herzensangst, mit ungeheucheltem Erstaunen, „„der alte Cueros? ich glaubte, er sei ermordet?""

„Nicht so ganz, wie Ihr denkt," erwiederte der Krämer mit einem eigenthümlichen Ausdrucke, „der Schuß hat ihm nur den Arm zerschmettert, und man hat ihn, ohnmächtig durch den bedeutenden Blutverlust, neben der Leiche des armen Paulo aufgefunden, und in eine benachbarte Hacienda gebracht. Ihr seid gewiß recht froh über seine Rettung!"

„„Ja,"" sagte Ambrosio mechanisch, „„ich bin recht froh darüber.""

Aber jetzt mußte er fort; es war, als brenne der Boden unter seinen Füßen, und trotzdem, daß der Hausherr ihn so lange als möglich aufzuhal=

ten suchte, ging er dennoch zur Thür, um sein Pferd zu besteigen.

Jetzt erst fielen ihm die fast plumpen Bestrebungen seines Wirthes auf, ihn zu noch längerem Bleiben zu vermögen; aber deren Zweck wurde ihm plötzlich klar, als er, in einer Entfernung von vielleicht noch hundert Schritten, zwei Reiter auf das Haus zujagen sah, von welchen er den einen als einen seiner früheren Kameraden und Genossen bei jenem unglücklichen Raubzuge erkannte.

Er war mit einem Sprunge im Sattel, und eben so schnell versuchte jetzt sein bisheriger Gesellschafter ihn auf der andern Seite des Pferdes auf die Erde zu werfen. Ein Kunststückchen, welches man in Chile in Scherz und Ernst bisweilen ausführt, indem man den linken Fuß des Betreffenden rasch in die Höhe hebt und ihm eben so schnell einen kräftigen Stoß auf die linke Seite der Brust oder gegen die Schulter versetzt.

Aber Ambrosio saß fest im Sattel und erwiederte die freundliche Bemühung des Wirthes durch ein analoges Kunststückchen, welches der Schreiber des Gegenwärtigen mehrfache Gelegenheit hatte in Chile ausführen zu sehen, und das zwar meist

von Seite der berittenen Polizei bei Volksaufläufen, oder gegen Widerspenstige.

Er schlug ihn nämlich, mit dem schweren, eisenbeschlagenen Ende seines Zügels, so elegant und kunstgerecht auf die Wange, daß sogleich ein Blutstrom abwärts floß, und der Getroffene betäubt zurücktaumelte.

Dann gab er seinem Pferde die Sporen und ließ ihm die Zügel schießen.

Als er nach einigen Sätzen seines Pferdes die letzten Häuser des Dorfes hinter sich hatte, sah er zu seiner Rechten zwei andere Reiter auf sich zukommen, welche ebenfalls Jagd auf ihn machten, und offenbar bemüht waren, ihm den Weg abzuschneiden.

Wir versäumen jetzt, aus guten Gründen, die treffliche Gelegenheit, die nun beginnende Verfolgung geziemend zu schildern. „Wie, zum Beispiel, das edle Roß die Gefahr, in welcher sein Herr schwebte, zu ahnen schien und seine Anstrengungen verdoppelte," — „wie es, mit schnaubenden Nüstern, einem Vogel gleich, über die Ebene dahin flog" u. s. w. In der That ganz treffliche und bezeichnende Redensarten, deren wir selbst uns wahrscheinlich schon öfters bedienten, und eben so wahrscheinlich demnächst auf's Neue bedienen werden, wenn uns nämlich

gerade nicht gegenwärtig ist, was wir so eben hier niederschrieben, sondern wir wollen den armen Ambrosio so bald als möglich, wenigstens aus der Gefahr des Augenblicks, erretten. Wir berichten also der Wahrheit gemäß, daß, dauerte auch diesmal die Verfolgung länger, als dies beim Brande der Hacienda der Fall war, Ambrosio doch auch jetzt seinen Feinden entkam, sei es nun durch die Güte seines Pferdes, oder weil er ein trefflicher Reiter war, oder aus irgend einem andern Grunde.

Als er aber in Sicherheit war, begann ihm erst die ganze Größe seines Unglückes vor Augen zu treten und fühlbar zu werden, und eben so wurden ihm die Gründe klar, auf welche Art und Weise sich Alles so trostlos für ihn gestaltet hatte.

Da, wie ihm der Krämer gesagt hatte, die Ruhe und Ordnung im Lande wiederhergestellt war, so fanden sich ohne Zweifel die Gerichte bewogen, bei ähnlichen Expeditionen, wie jene gegen das Eigenthum des Sennor Cueros gerichtete, nicht mehr länger durch die Finger zu sehen, und man wollte mit eben dieser den Anfang machen, da verschiedene, ziemlich ausgesprochene Fälle bei derselben vorgekommen waren, als:

Zwei Morde.

Die fast lebensgefährliche Verwundung des Hausherrn.

Brandstiftung, und endlich:

Eine Entführung, wahrscheinlich ebenfalls mit Mord complicirt.

Die guten Freunde und Bekannten Ambrosio's waren einestheils aufgebracht gegen ihn, weil er sich ihnen, mit den Waffen in der Hand, entgegengestellt hatte.

Ferner fanden sie es außerordentlich bequem, alle Last von sich ab, und auf die Schultern des Abwesenden zu wälzen.

Und endlich war auch bei dem summarischen Verfahren, das zu jener Zeit in Chile herrschte, und vielleicht zum Theil heute noch herrscht, Nichts wahrscheinlicher, als daß, fiel Ambrosio in die Hände der Justiz, man kurzen Proceß mit ihm machen würde, während die Anderen, welche alle gegen ihn zeugten, frei und straflos ausgehen würden.

Was also geschehen war, konnte man errathen, und das, was geschehen würde, mit ziemlicher Gewißheit vorausbestimmen, und es war ihm jetzt vollständig klar, daß jener Krämer und Gastwirth ihn erkannt, ihm den ganzen Verlauf seiner angeblichen Abscheulichkeiten nur deshalb so aus-

führlich erzählt hatte, um Zeit zu gewinnen, und ihn in die Hände seiner Feinde zu liefern.

Aber alles das bewegte ihn nicht so sehr, als die Nachricht, daß der alte Cueros noch lebe.

Zwar freute es ihn auf der einen Seite aufrichtig, Juana's wegen, aber er selbst — — gelang es ihm auch, seinen Verfolgern zu entkommen, ja selbst seine Unschuld zu beweisen, — wo waren seine Träume, seine Hoffnungen hingerathen?

Würde der alte Cueros jemals einwilligen, seine Tochter einem Räuber zu geben? denn obgleich er sie gerettet hatte, so war er doch einer von Denen, welche das ganze Unglück veranlaßten.

Und dann — durfte er es wagen, Juana jetzt, unter den obwaltenden Umständen, noch länger als die Seinige zu betrachten, mußte er, wenn er sie aufrichtig liebte, nicht vielmehr Alles aufzubieten suchen, sie, selbst gegen ihren Willen, ihrem Vater zurückzugeben?

Gegen ihren Willen! Ach, sie wird nur zu gern die elende Hütte eines Vagabunden verlassen, um in die Arme ihres Vaters zu eilen.

Das griff krampfhaft in sein Herz.

Aber er konnte es ihr nicht verargen, und da

er im Grunde seines Herzens ein braver Junge war, so stand auch bald sein Entschluß fest.

Trennung! Er war jetzt ruhiger, fast heiter, es giebt sich das von selbst, wenn man im Unglück einen männlichen, muthigen Entschluß gefaßt hat.

Er kam früher in die Nähe seiner Hütte, als er es erwartete, und noch früher sprang ihm Juana entgegen, welche ihn hatte kommen sehen.

Sie bemerkte sein ernstes und trauriges Gesicht nicht, sondern umarmte und küßte ihn zärlich.

Und er, der sich einige Minuten vorher vorgenommen hatte, ihrer Umarmung auszuweichen und sie nicht mehr zu berühren, er schloß sie jetzt mit leidenschaftlicher Heftigkeit in seine Arme, daß es ihr auffiel.

Sie wand sich los.

„Was ist Dir?“

Er wandte sich ab, um seine Thränen zu verbergen, und zäumte sein Pferd ab, dann führte er sie zu jenem Steinsitze, auf welchem sie vor wenigen Wochen ihr Glück beweint hatten. Man gestatte mir diesen Ausdruck. —

Aber er war jetzt gefaßt, ruhig und männlich.

Dann begann er zu erzählen.

Er sagte ihr zuerst mit einfachen Worten und

ohne weitere Vorbereitung, daß ihr Vater noch lebe.

Juana sah ihn einige Augenblicke groß an, dann sprang sie auf und tanzte, ein ächtes Kind ihres Landes, wie wahnsinnig vor und um Ambrosio, auf dem moosigen Boden des Waldes.

„Nun ist Alles gut," rief sie hierauf fröhlich, „morgen ziehen wir hinab und holen den Segen meines Vaters, und den des Priesters, dann bauen wir die Hacienda wieder auf." —

Er unterbrach sie, indem er die Hand gegen sie ausstreckte und sie bat ihn anzuhören. Dann erzählte er ihr, was er gehört hatte, und wie man alle Schuld auf ihn gehäuft, ihn aller Verbrechen angeklagt habe, die an jenem unglücklichen Tage begangen worden waren. Wie man nach seiner Freiheit und seinem Leben strebte, und daß er Beides nur der Schnelligkeit seines Pferdes verdanke.

Die Wangen Juana's wurden von Unwillen geröthet, das Unrecht, die Schändlichkeit empörten sie, ganz abgesehen von der Gefahr, welche ihrem Liebling drohte.

Es ist keine Schmeichelei, welche wir den Frauen gegenüber aussprechen, es ist einfache Wahrheit, daß die Frauen mehr Sinn für Recht

und Unrecht haben, als die Männer, und sich meist augenblicklich auf die Seite dessen stellen, den sie unterdrückt glauben, und der ihrer Ansicht nach im Rechte ist.

Freilich aber urtheilen sie meist sehr rasch.

Im gegenwärtigen Falle war aber das Urtheil Juana's vollkommen richtig, und sie ließ ihrem gerechten Unwillen freien Lauf, dann wollte sie augenblicklich aufbrechen, und mit Ambrosio in die Ebene reiten, ihren Vater aufsuchen, und ihm und der ganzen Welt die Wahrheit enthüllen. Sie wollte bezeugen, daß Ambrosio ihr Leben und ihre Ehre gegen seine Gefährten vertheidigt habe, daß sie ihm freiwillig gefolgt sei, daß er sie stets mit der größten Achtung behandelt habe, und endlich wollte sie vor aller Welt bekennen, daß sie ihm angehöre und für immer die Seinige bleiben wolle.

Sie sprach das Alles heftig und leidenschaftlich, und drängte Ambrosio, unverzüglich mit ihr aufzubrechen.

Dieser aber lächelte schmerzlich.

„„Weißt Du, was geschehen wird,““ sagte er, „„im Falle ich auch wirklich lebend zu Deinem Vater gelange? Er wird Dich, die Wiedergefundene und Todtgeglaubte, mit Liebkosungen überhäufen, aber er wird Deinen Worten, im besten Falle,

nur halben Glauben schenken. Mich wird er den Gerichten aushändigen, und ich werde den Kerker nur verlassen, um zum Tode zu gehen. Du aber wirst, wenn Du auf Deinen Aussagen bestehst und mir treu bleibst, in ein Kloster gebracht, welches Du nur verlassen wirst, wenn ich nicht mehr unter den Lebenden bin. Aber sehr wahrscheinlich würde ich gar nicht bis zu Deinem Vater kommen, denn jene, welche mich als den einzigen Schuldigen bezeichnet haben, halten ohne Zweifel dort unten gute Wache, und es liegt sicher eher in ihrem Vortheile, mich zu tödten, als mich lebend den Gerichten auszuliefern. Ein Todter ist außer Stande, seine Unschuld zu beweisen.""

Juana konnte ihm nicht vollkommen Unrecht geben, aber sie wies mit Entrüstung den Antrag von sich, ihn zu verlassen, um zu ihrem Vater zurückzukehren.

„Ich bin Dein Weib," sagte sie, „und bleibe bei Dir, selbst gegen Deinen Willen!"

Entsagungs-Gedanken dauern nicht lange, einem geliebten Gegenstande gegenüber, welcher selbst nicht entsagen will, und so ließ sich denn Ambrosio bestimmen, sich dem Willen Juana's zu fügen.

Die jungen Leute hielten Rath, und beschlossen endlich, Juana's Vater durch einen Boten Nachricht zukommen zu lassen.

Nun suchten Beide des folgenden Tages die Hirten auf, erzählten diesen vollkommen der Wahrheit getreu, wie sich Alles begeben, und vermochten endlich einen derselben, unter dem Versprechen einer großen Belohnung, den alten Cueros aufzusuchen, und ihm Alles zu wiederholen.

Auf ein kleines Stückchen Papier, das einzige, was man zufällig aufzubringen im Stande war, schrieb Juana:

„Alles, lieber Vater, was Dir der Bote sagt, ist wahr. Ambrosio hat mich gerettet, und ich bin seine Frau. Hilf uns!

Juana."

Nach fünf langen Tagen endlich kehrte der Bote wieder.

Er hatte den alten Cueros auf einer Hacienda bei Freunden getroffen, und seine Wunde war schon in so weit wieder geheilt, daß er im Stande war, einen langen Brief an seine Tochter zu schreiben, aber er hatte dem Boten dringend anbefohlen, dieses Schreiben Juana heimlich zu geben, so daß Ambrosio Nichts davon erführe.

Diese eilte indessen mit den Zeilen ihres Va-

ters zu Ambrosio, und eröffnete sie erst in seinem Beisein.

Leider enthielten sie nicht viel Tröstliches.

Der alte Cueros schien den über Ambrosio verbreiteten Gerüchten fast vollkommenen Glauben zu schenken. So ging aus seinem Briefe hervor, daß er die Ueberzeugung gewonnen hatte, Ambrosio habe schon vor dem Ueberfalle ein heimliches Liebesverständniß mit seiner Tochter unterhalten, und eben so schien er der Meinung zu sein, als sei es Ambrosio gewesen, der ihm jene Verwundung beigebracht. Er beschwor seine Tochter, den Mörder und Räuber zu verlassen, und in seine Arme zurückzukehren.

„Alles,“ so hieß es in dem Briefe, „Alles soll vergessen und vergeben sein, wenn Du zurückkommst. Ich will Dich nicht fragen, ich will Dich nicht ausforschen, die schlimme Zeit unserer Trennung soll für uns Beide in Zukunft nicht mehr bestehen, sondern Du sollst mir wieder meine liebe kleine Juana sein, wie Du es vorher warst, ehe dieser böse Spuk in unser Leben trat. Was soll aus mir altem Manne werden, wenn ihn seine Tochter verläßt, die er so oft auf seinen Armen getragen, als sie noch klein und hülflos war, mit der er die Spiele der Kindheit gespielt,

als sei er selbst noch ein Kind, und die er belehrt und herangebildet, als sie Jungfrau geworden?

Wirst Du, mein liebes, theures, einziges Kind, das ich mehr liebe, als mein Leben, ach! mehr als meine Ehre und als meine ewige Seligkeit, wirst Du das Haupt Deines alten Vaters mit Schmach bedecken, und ihn vor der Zeit in die Grube stürzen wollen?

Gott ist mein Zeuge, daß ich oft mit Zagen und Schrecken an den Tag gedacht habe, an welchem ein wackerer Mann Dich aus meinem Hause in das seinige führen würde.

Und jetzt? Jetzt folgst Du einem verworfenen ehrlosen Betrüger in seine Schlupfwinkel, und bist die Genossin seiner Schandthaten! — —"

Dann folgten wiederholte Bitten und Beschwörungen, daß Juana zurückkehren solle, und zugleich das Versprechen, in diesem Falle dem Ambrosio eine namhafte Summe zu senden, damit er sich über die Berge, nach einem andern Lande, flüchten könne. Würde aber Juana ihren Verführer nicht verlassen, so wolle man Alles aufbieten, ihn einzufangen, um ihn der gerechten Strafe zu überliefern, oder ihn zu tödten; „dann," hieß es, „dann

wird der schlimme Zauber gebrochen sein, der Dich an einen zweifachen Mörder fesselt.“ —

Den Hirten, welcher die Botschaft gebracht, hatte Cueros reichlich beschenkt, aber an seine Tochter hatte er kein Gold gesendet, obgleich sie ihn mündlich davon hatte in Kenntniß setzen lassen, daß sie an dem Nöthigsten Mangel litte. Indessen hatte er dem Boten anbefohlen, ihm wieder Antwort zu bringen, und im Falle Juana sogleich zurückkehren wolle, sie zu begleiten.

Unter Thränen hatte diese den Brief ihres Vaters Ambrosio vorgelesen, und als sie zu Ende, war der junge Mann vor ihr auf die Kniee gesunken und hatte sie beschworen, dem Wunsche ihres Vaters Gehör zu schenken, und ihn zu verlassen.

Er bot, edelmüthig, seine ganze Beredsamkeit auf, sie zu dem zu bewegen, was ihm als sein größtes Unglück erschien, und stellte ihr vor, was er selbst nicht glaubte, daß sie nämlich, wenn sie zurückgekehrt sein würde, ihren Vater leicht von seiner Unschuld werde überzeugen können.

„Ich bin Dein Weib,“ sagte Juana, „und werde den nicht verlassen, der sein Leben gewagt, das meinige zu retten.“

Aber Ambrosio stellte ihr den Schmerz und

die Verzweiflung ihres Vaters vor, und das zwar mit einem solchen Anschein von Aufrichtigkeit, und mit so glühenden Farben, daß Juana ihn fragte, ob er ihrer überdrüssig sei.

Dann stand sie schweigend auf, und ging tiefer in den Wald.

Hirten hatten dort vor Zeiten ein roh aus Holz geschnitztes Bild der heiligen Jungfrau aufgestellt, und täglich fast hatte Juana vor dem mit Moos überzogenen, und mit Schlingkräutern umrankten Bilde der Mutter des Herrn ihre Andacht verrichtet.

Die Nacht war schon angebrochen, aber sie kannte die Pfade, und bald lag sie betend vor der Heiligen.

Wir wollen nicht das Gebet einer Gläubigen profaniren. —

Wir wollen den, vielleicht unzusammenhängenden, Klagen der Armen, Bedrängten keine Worte leihen.

Aber wir dürfen sagen, daß sie ihr Herz ausschüttete vor der Schmerzensmutter, die mehr noch gelitten, als sie selbst litt im Augenblicke, und sie beschwor, ihr zu sagen, ob sie recht thue, wenn sie beharre in ihrem Vorsatze, und treu bliebe dem Manne ihrer Wahl.

Und nachdem sie so mit der Unschuld eines Kindes, das mit seiner Mutter spricht, Alles der Heiligen erzählt, als keine verborgene Falte mehr in ihrem Herzen war, flehte sie, mit der ganzen Inbrunst des Glaubens, um ein Zeichen, daß sie keine Sünde begehe, wenn sie ihrem Herzen folge, um ein Zeichen, daß die heilige Mutter ihren Vorsatz billige.

Dann blickte sie auf zu dem Bilde, und siehe da, ein sanfter Schein umfloß dessen Haupt, und wurde bald zur leuchtenden Glorie, zum glänzenden, strahlenden Heiligenscheine. Das Bild der Heiligen schien zu nicken mit seinem glanzumflossenen Haupte. Dreimal, so kam's ihr vor.

Sie schlug die Hände zusammen, dankend und jubelnd.

Da zog ein geheimnißvolles Rauschen durch den Wald. Zuerst in der Ferne leise flüsternd, dann näher kommend, durch die Kronen der Bäume ziehend, und endlich, so wie es erschienen, allmälig verstummend in der Ferne.

Wieder blickte die junge Frau dankend empor. Vorher hatte die Heilige sich mit ihrer Strahlenkrone umgeben, und hatte mit dem Haupt ein Zeichen gegeben, jetzt hatte sie auch gesprochen.

Sie hatte jetzt, um was sie gebeten. Sie hatte

jetzt die Gewißheit, daß sie recht that, wenn sie ihrem Herzen folgte, und sie ging beruhigt, ja freudig zu Ambrosio zurück.

Sie wußte recht wohl, daß der Mond hinter dem Bilde eben aufgestiegen war, und dessen leuchtenden Heiligenschein bildete, auch konnte es wohl sein, daß die durch die Zweige fallenden Streiflichter desselben dem Bilde der Heiligen den Anschein der Bewegung verliehen hatten.

Auch das Flüstern und Rauschen des Waldes kannte sie, sie kannte den allabendlichen Gruß, welchen die Bergesriesen hinabsenden in's Thal.

Aber dennoch war sie beruhigt, mit sich selbst im Reinen.

Sie wußte, daß alle diese Zeichen natürlichen Ursprungs waren, aber sie glaubte, daß die Heilige dieselben habe eintreten lassen, um durch sie mit ihr zu sprechen.

Standen ja doch ihr, der Mutter des Herrn, alle Kräfte der Erde zu Gebote, warum sollte sie durch besondere, übernatürliche Zeichen und Wunder mit ihr, dem armen Erdenkinde, reden? —

Dann liebkoste sie Ambrosio, und suchte seine edelmüthigen Bedenken zu zerstreuen, des andern Morgens aber sendete sie den Hirten wieder zu ihrem Vater. Sie ließ ihn nochmals um seine

Verzeihung anflehen, aber sie gab ihren festen Entschluß kund, Ambrosio nicht zu verlassen.

Der nach einigen Tagen zurückgekehrte Bote brachte zweifelhafte Nachrichten. Keinen Fluch, keine Verzeihung, keine Aufforderung mehr zurückzukommen.

Der alte Cueros hatte auch nicht geschrieben, sondern blos mündlich sagen lassen, er hoffe, Juana werde zu ihrer Pflicht zurückkehren.

Aber im Wesen und in dem ganzen Ausdrucke des Hirten, der als Bote gedient hatte, lag diesmal ein gewisses Etwas, das den beiden jungen Leuten auffiel und ihnen Mißtrauen einflöste, und auch die übrigen Hirten schienen ihnen verändert.

Als Ambrosio und Juana von ihnen Abschied nahmen, versprach einer derselben, des nächsten Morgens Nahrungsmittel in die Hütte Ambrosio's zu bringen, und es schien ihm viel daran zu liegen, die jungen Leute dort zu treffen.

Warum dies? Sonst machte man weniger Umstände. Man legte, was man entbehren konnte, vor die Thür der Hütte, und gelegentlich brachte Ambrosio später eine Gegengabe.

Auf dem Heimwege sprach daher Juana unverhohlen gegen ihren Geliebten den Verdacht aus, welchen sie geschöpft hatte.

„Diese Leute," sagte sie, „wollen uns nicht mehr wohl. Ohne Zweifel hat man sie gegen uns eingenommen; sie glauben die Verleumdungen, welche gegen Dich gerichtet worden sind, und höchst wahrscheinlich hat man ihnen eine bedeutende Summe versprochen, wenn sie behülflich sind, uns aufzugreifen. Wir fliehen noch diese Nacht. Morgen dürfte es zu spät sein."

Ambrosio gab ihr recht; Beide rafften ihre wenigen Habseligkeiten zusammen, und gingen tiefer in's Gebirge.

Da Ambrosio, Wild aufsuchend, häufig an Stellen gekommen war, die, triftlos, von den Hirten kaum besucht wurden, so fand er bald ein, für den ersten Aufenthalt wenigstens, ziemlich sicheres Versteck. Als er aber des andern Tages, gegen Abend, sich vorsichtig der verlassenen Hütte näherte, traf er dieselbe zerstört, und alle Stellen, welche er mit den wenigen ihm zu Gebote stehenden Mitteln ausgeschmückt hatte, um Juana den Aufenthalt angenehmer zu machen, absichtlich verwüstet.

Es war klar, man hatte sie in der Hütte überfallen wollen, und ohne Zweifel aus Aerger darüber, daß man sie nicht getroffen, ihren Zufluchtsort verwüstet. —

Das Leben der beiden Flüchtlinge, denn man darf sie keck jetzt als solche bezeichnen, war von jener Zeit an großentheils weniger abenteuerlich und romantisch, als vielmehr eine Reihe von Entbehrungen und Gefahren.

Während sie häufig den bittersten Mangel litten, fanden sie auf ihren Streifzügen nicht selten Spuren, daß man sie aufsuche und verfolge, und in der That bot wirklich der alte Cueros Alles auf, den Entführer seiner Tochter in seine Hände zu bekommen, und sein Gold machte die übrigen Feinde Ambrosio's noch willfähriger, ihn zu verfolgen, als sie es schon ohnedies waren.

So oft aber auch Ambrosio, am Anfang dieses kümmerlichen Daseins, Juana aufforderte, zurückzukehren, so oft verweigerte sie sein Ansinnen. Zuletzt schwieg er, und endlich, nachdem man, wie es den Anschein hatte, die Verfolgungen gegen sie eingestellt hatte, waren die Beiden es fast gewohnt geworden, im Walde und Gebirge zu streifen, obdachlos und im steten Kampfe mit Hunger und Noth.

Sie waren allmälig gegen Norden gezogen, stets den Bergen der Cordilleren folgend, und endlich hatten sie in der sogenannten Cordillera von Santjago sich eine kleine Hütte erbaut, ja

selbst ein Stückchen Feld bestellt; denn da sich jetzt Ambrosio bisweilen in kleinere Dörfer, ja selbst nach Santjago wagte, so war es ihm möglich, sich die nöthigen Sämereien zu verschaffen.

Aber das Leben floß ihnen nicht ununterbrochen in dieser idyllischen, mitunter, nach unseren Begriffen, wohl auch etwas langweiligen Einsamkeit dahin.

Man war besorgt, eine kleine Abwechselung in ihr einförmiges Dasein zu bringen.

Eines Morgens, als eben Ambrosio in seiner Hütte beschäftigt war, Fallen herzurichten, mit welchen er bisweilen einen Cordillera-Fuchs fing, stürzte Juana, welche im Walde Beeren gelesen hatte, mit dem Schrei in die Hütte:

„Sie kommen!"

Hierauf nahm sie hastig ein Gewehr von der Wand, und lief wieder hinaus, ohne abzuwarten, bis ihr Ambrosio folgen würde.

Als er aber ebenfalls in's Freie gekommen war, sah er einen Haufen von acht bis zehn bewaffneten Männern, welche offenbar beabsichtigten die Hütte zu umzingeln, und gleichzeitig Juana, welche bedächtig zielte, und einen der Vordersten mit einem Schusse zu Boden streckte.

Sie war halb verwildert im Gebirge die

junge Frau, und in ihrem Herzen hatte sich ein tiefer Groll festgesetzt gegen diese unversöhnlichen Feinde ihrer Ruhe.

Nur mit Mühe konnte sie Ambrosio bewegen, den günstigen Augenblick nicht zu versäumen, und sich zurückzuziehen, da die rasche That die Angreifenden auf kurze Zeit stutzig gemacht hatte.

Wir wollen auch den Einzelheiten dieses Kampfes nicht folgen, und nur bemerken, daß es den Beiden abermals gelang, ihren Feinden zu entfliehen, daß aber diese, wie schon früher, wieder ihr kleines Besitzthum zerstörten, und sich die armen, von der Welt Ausgestoßenen in einem hülflosern Zustande befanden als je.

Von jenem Zeitpunkte an ruht auf ihrem Schicksal ein gewisses Dunkel, sie schienen verschwunden zu sein, und nur einmal erschienen Beide wieder, bei Gelegenheit eines Ueberfalles, welchen die Douane auf eine Abtheilung Schmuggler unternahm, welche Vieh über die Cordillera brachten.

So umständlich es erscheint, eine Heerde von einigen Tausend Stücken in's Land zu schaffen, und noch dazu über ein Gebirge, wie die Cordillera, so geschieht dies doch deshalb nicht selten,

und ist zugleich mit einem ganz artigen Gewinne verknüpft.

Obgleich das Vieh in Chile keinen besonders hohen Preis hat, so ist es doch „drüben" oder „auf der andern Seite," nämlich in den La Plata-Staaten, fast immer ungleich wohlfeiler.

Haben nun im Auftrag einiger Haciendén-Besitzer, oder anderer Caballeros, welche eben nicht gerade besonders engherzig sind, entschlossene und gewandte Männer, welche vor Allem die Wege gut kennen, drüben eine größere Heerde aufgekauft, und solche bis auf eine gewisse Stelle der westlichen Seite des Gebirges gebracht, so verfährt man hierauf folgendermaßen.

Man sucht vor Allem die Douane auf eine falsche Fährte zu leiten, indem man irgendwo einen kleinen, unbedeutenden Scheintransport einpassiren, je nach Umständen auch vielleicht einen Theil derselben in ihre Hände fallen läßt.

Oder man täuscht sie durch eine vollständig falsche Nachricht, die man Sorge trägt durch zuverlässige Personen in ihre Hände zu spielen.

Oder man thut endlich, was man angeblich auch in anderen Ländern bisweilen thun soll, man appellirt an ihre Menschlichkeit, das heißt an die menschlichen Schwächen, welche manche Individuen

merkwürdiger Weise für gemünztes Gold und Silber besitzen.

Sind nun auf eine oder die andere Weise die Wege rein, so schürt man im Hofraume einer, oder mehrerer Hacienden, für welche das Vieh bestimmt ist, in einer anberaumten Nacht ein Feuer an, und legt in dasselbe eine gewisse Anzahl von Eisen, welche den Namenszug des Hacienbenbesitzers repräsentiren.

Dann treibt man das Vieh so rasch als möglich in diese Hacienden, brennt den Thieren, mit den bereits glühenden Stempeln, den Namen ihres neuen Herrn auf, — — und kann, ist dies einmal geschehen, vollständig beruhigt sein; denn auf ein, wenn auch ganz frisch gezeichnetes, Stück Vieh hat die Douane kein Anrecht mehr.

Da der Eingangszoll für ein Stück Vieh, zu der Zeit, in welcher ich mich in Chile befand, wenn ich nicht irre, zwei spanische Thaler betrug, so ist das Geschäft nicht übel, wenn es gelingt, in einer einzigen Nacht zwei bis drei Tausend Stücke über die Gränze zu bringen, und ich besitze noch heute einen ausgezeichneten Staubfächer von Straußfedern, welcher in engster Beziehung mit einer solchen Expedition stand, und in Folge derselben in meine Hände kam.

Ausdrücklich verwahre ich mich indessen gegen die Vermuthung meiner lieben Freunde, als habe etwa ich selbst bei einem solchen Geschäft als Viehtreiber, oder „bewaffneter Begleiter" in Condition gestanden.

Mit Ambrosio war aber dies Letzte der Fall, und eben so mit Juana, welche, obgleich sie ihre Frauentracht nie ablegte, dennoch in den Reihen der Männer kämpfte, und in jenem nächtlichen Gefechte erkannt wurde, während sie sich mit einem, an Tollkühnheit gränzenden, Muthe schlug.

Im Jahre 1834 endlich, also sechzehn Jahre nach der Zerstörung der Hacienda, erschienen plötzlich beide Gatten ganz unbefangen in Santjago, erklärten, daß sie längere Zeit in Mendoza gewohnt hätten, aber jetzt wieder nach Chile zurückgekehrt seien, und meldeten sich zugleich als die Erben des Sennors Cueros, welcher bereits seit mehreren Jahren gestorben war.

Man erklärte ihnen eben so unbefangen, daß der alte Cueros seine Tochter, als eine Landstreicherin, enterbt habe, und daß das ganze Besitzthum sich in den Händen entfernter Anverwandten befinde. Im Uebrigen stände ihrem Entschlusse, in Chile zu leben, nicht das Mindeste entgegen.

In der That legte man ihnen auch nicht das

Geringste in den Weg, und es schien, als habe man entweder die früheren Anklagen gegen Ambrosio vergessen, oder man sei auch wohl mittlerweile eines Bessern belehrt worden.

Vielleicht fand man es auch nicht der Mühe werth, nach so langer Zeit alte Geschichten wieder anzuregen.

Es ist mir nicht bekannt, ob Ambrosio und Juana mit den Leuten, welche die Erbschaft des alten Cueros angetreten hatten, irgend eine Ueber=einkunft trafen. Wenn dies nicht der Fall, so müssen sie in Mendoza, oder sonst irgendwo in den La Plata=Staaten, sich einiges Vermögen er=worben haben, denn Beide lebten zur Zeit, als ich mich in Chile befand, rühig und unangefochten in einem kleinen, bescheidenen Hause, an der Berg=seite von Valparaiso.

Ich machte ihre Bekanntschaft während des Befreiungsfestes von der spanischen Herrschaft, welches man in Chile am achtzehnten September zu feiern beginnt.

Es sind zu jener Zeit auf einer Anhöhe bei Valparaiso Buden und Zelte aufgeschlagen, und man giebt sich dort, während der drei= oder vier=tägigen Dauer des Festes, der tollsten und unge=bundensten Lustigkeit hin, sobald man nur einmal

die paar langweiligen Stunden hinter sich hat, mit welchen am ersten Tage, nach europäischem Zuschnitte, das Fest beginnt.

Juana, welche zu jener Zeit etwa achtund-vierzig Jahre zählen mochte, sah aus, wie, nach unseren Begriffen, eine Frau von sechzig und etlichen Jahren. Trotzdem aber zeigte sie die größte Lebendigkeit, und sang, indem sie sich auf einer nicht verstimmten, sondern vollständig ungestimmten Guitarre begleitete, aus dem Stegreif die fabelhaftesten, und mir zum größten Theil unverständlichen Lieder.

Es schien sie übrigens zu freuen, wenn das Gespräch auf ihr früheres Leben gebracht wurde, und sie setzte ohne Zweifel voraus, daß ich theilweise von ihren Erlebnissen Kenntniß habe, denn als ich ihr einige Artigkeiten sagte wegen ihrer Treue und Anhänglichkeit an ihren Gatten, so wie hinsichtlich ihrer Energie, tupfte sie Ambrosio auf die Schulter, und sagte heiter lächelnd:

„Ja, während dieser berühmte Räuber, den die halbe Welt zu fangen auszog, noch kaum ein paar leichte Schrammen ausgetheilt, hatte ich bereits zwei Männer getödtet!“

Dies ist es, was ich erzählen wollte, die einfache Geschichte einer muthigen, wackern Frau, welche, treu in jeder Beziehung, dem Manne ihrer Wahl durch sein ganzes mühseliges und gefahrvolles Leben folgte, während es ihr frei stand, zu Reichthum und Behaglichkeit zurückzukehren.

Freilich sagte einer meiner Freunde, welcher nicht bedeutend in Romantik macht, und ganz verzweifelt gesetzte Ansichten hat, als ich ihm die vorliegenden Blätter vorlas:

„Was wollen Sie? Diese Juana war eine leichtsinnige Weibsperson, welche mit einem Spitzbuben durchging, und die, ganz abgesehen von den zwei, bereits constatirten Tödtungen, in Gemäßheit des Artikel N. N. unsers Strafgesetzbuches, zu drei bis fünf Jahren Arbeitshaus verurtheilt worden wäre."

Trotzdem aber bleibe ich stets auf Seite unserer Juana, und dies schon deshalb, weil der Teufel Geschichten erzählen möchte, wenn man stets die Artikel des Srafgesetzbuches bedenken müßte.

Ein muthiges Herz.

Man kann eben nicht gerade sagen, daß der kleine Martin Vollbart ein besonders hoffnungsvoller Junge gewesen wäre. Er besaß wenig Talent, aber desto mehr Trägheit, und statt der Wißbegierde, welche ihm gänzlich zu fehlen schien, hatte ihn die gütige Mutter Natur mit einer unersättlichen Gefräßigkeit ausgestattet.

Wir sagen nicht umsonst: die *gütige* Mutter Natur, denn fast allein dieser Gefräßigkeit verdankte er die, wenn gleich geringe Summe seiner Kenntnisse, da er einzig durch das Versprechen einer guten und reichlichen Mahlzeit zu bewegen war, irgend Etwas zu lernen.

Die Vaterstadt unsers Martin war eine alte, berühmte, ehemalige Reichsstadt, und sein Vater Künstler und Fabrikant daselbst, das heißt er beschäftigte sich mit Hülfe einer Magd und eines Lehrjungen, damit, Kupferstiche auf Blechdosen

zu befestigen, dieselben mit Farben zu bemalen, und hierauf mit Lack zu überziehen.

Trotz des etwas hochtrabenden Titels, und trotz der Einfachheit des eigentlichen „Geschäfts“ aber, nährte dies nichtsdestoweniger dennoch trefflich seinen Mann, und nachdem der alte Vollbart gestorben war, fand sich so viel Vermögen vor, daß seine Wittwe ziemlich sorgenfrei leben konnte, und zugleich im Stande war, ihren Sohn, so viel in ihren Kräften stand, auf das Gründlichste zu verziehen.

Es begann jetzt mit dem zehnjährigen Martin die oben angedeutete Methode, durch gastronomische Motive auf das Herz und den Kopf des Knaben einzuwirken, und nach Anwendung einer unglaublichen Menge von Potacken-Nudeln, von Klößen, von Bratwürsten, von gefüllten Tauben, „backenen“ Fischen, Geißscheeren, ja selbst — einem Mutterherzen ist kein Opfer zu groß — selbst von Spanferkeln, namentlich Halsstückchen, welche der junge Martin ganz besonders gern speiste, — nach Anwendung aller dieser guten Sachen war der Liebling seiner Mutter im Stande, mit dem beginnenden fünfzehnten Jahre ohne Anstoß zu lesen, eine Schrift zu schreiben „wie gestochen,“ was häufig als Zeichen ganz besonderer geistigen Gaben betrachtet

wird, und so viel rechnen zu können, als man eben in's Haus braucht.

Zum Beispiel:

Zweimal dreißig: ist ein Gulden.

Dreimal dreißig: ist ein Thaler.

Sechs von dreißig: bleibt ein Sechsbätzner u. s. w.

Während aber andere Jünglinge, welche sich auf übermäßige Art den Studien hingeben, blaß und mager werden und offenbar ihre Gesundheit untergraben, weshalb auch wohl von der überwiegenden Mehrzahl derselben instinktartig solche allzugroße Anstrengungen gemieden werden, gedieh Martin ganz außerordentlich bei seiner Art sich zu unterrichten, und hatte in dem erwähnten Alter von fünfzehn Jahren die Größe eines Zwanzigjährigen, und die Beleibtheit eines sehr wohlgenährten jungen Mannes von fünfundzwanzig Jahren.

Die an Körpergestalt viel kleineren Mitschüler des Riesenknaben verspotteten ihn bisweilen wegen seiner Größe, im Ganzen aber mochten sie ihn leiden, da seine Mutter ihn mit reichlichem Taschengelde versah.

Seine Lehrer ärgerte bisweilen seine Trägheit und seine langsame Art des Auffassens, aber

sie liebten ihn dennoch, weil er nicht bösartig war, und weil Frau Vollbart nie versäumte, den einen oder den andern derselben des Sonntags zu Tische zu bitten, und die praktische Art und Weise, wie sie ihren Sohn zum Lernen anfeuerte, auch auf dessen Lehrer übertrug.

Sie selbst endlich, die Mutter, betete ihren Martin an, und vergötterte ihn, eine Sache, die sich von selbst versteht und keiner weitern Auseinandersetzung bedarf.

Es ereignete sich aber in der Zeit, von welcher wir sprechen, eine Begebenheit, welche zu der Zuneigung seiner Mitschüler, zu der Liebe seiner Lehrer, und zu der Vergötterung seiner Mutter, auch noch die Achtung und Bewunderung seiner Mitbürger gesellte.

Diese Begebenheit war folgende:

Eines Nachmittags schritt Martin mit derjenigen Ruhe und Langsamkeit, die ihm eigen war, aus der Thür seines elterlichen Hauses, um einen kleinen Spaziergang zu unternehmen, und sich neuen Appetit für das Abendessen zu holen.

Da drang plötzlich Lärmen und gellendes Geschrei an sein Ohr, und obgleich zu anderen Zeiten nicht besonders neugierig, beschleunigte er dennoch seine Schritte, um in eine ziemlich enge

Nebenstraße zu gelangen, von welcher aus der Lärmen erscholl.

Was er dort erblickte, war Folgendes:

Im Hintergrunde schreiende und laufende Menschen, zu beiden Seiten der Straße einige andere, welche auf dem Boden lagen, vor ihm aber, vielleicht noch in einer Entfernung von achtzehn oder zwanzig Schritten, ein wüthend heranstürmender Stier, mit blutunterlaufenen Augen und gesenkten Hörnern!

Martin, der furchsam war im höchsten Grade, wie sich dies bei jungen Leuten von seiner Erziehung nicht selten trifft, war vor Schreck und Entsetzen über diese ihm so unerwartet entgegentretende Gefahr dermaßen gelähmt, daß er nicht daran dachte, auf die Seite zu springen, sondern regungslos stehen blieb.

Dabei aber streckte er beide Arme in die Höhe und stieß einen furchtbaren, gellenden Schrei aus, einen solch' entsetzlichen, langgezogenen Angstruf, daß selbst seine Mutter, welche der Lärmen an's Fenster gelockt hatte, die entstellte Stimme ihres Lieblings nicht errieth.

Was den Stier betrifft, so blieb derselbe, zehn Schritte vor Martin, wie angewurzelt stehen, und schien sich mit Aufmerksamkeit den Menschen an-

zusehen, der sich ihm in den Weg gestellt, und dabei so gräßliche Töne von sich gegeben hatte.

Während Martin noch immer wie gelähmt dastand, und nicht im Stande war, sich von der Stelle zu bewegen, kamen jetzt die Fleischerknechte herbei, welchen der Stier entsprungen, fesselten ihn, und bemühten sich ihn fortzuführen, was nicht minder schwierig war, als das frühere Einholen desselben, da er jetzt mit der nämlichen Hartnäckigkeit, mit welcher er kurz zuvor vorwärts gerannt war, stehen blieb, und sich an Martin nicht satt sehen zu können schien.

Dieser Letztere aber bemerkte jetzt erst, was ihm im Schrecken vorher vollständig entgangen war, daß zwischen ihm und dem sich stemmenden Thiere, und zwar fast dicht vor den Füßen desselben, ein kleines Mädchen von etwa zwei Jahren saß, welches unzweifelhaft, ohne das plötzliche Stillstehen des Stiers, im andern Augenblicke unter dessen Tritten zermalmt worden wäre.

Das Kind sah halb erschrocken, halb verwundert um sich, aber jetzt stürzte eine junge Frau aus dem nächsten Hause, riß die Kleine mit einem Angstrufe vom Boden, und überschüttete sie mit Küssen und Thränen.

Der erregten Mutter folgte ein Mann, der,

nachdem er sich überzeugt, daß dem Kinde kein Leid widerfahren, sich gegen Martin wandte, ihm gerührt die Hand schüttelte und ausrief:

„Dem da danke, Mutter! denn er hat, nächst Gott, unser Kind gerettet, gerettet, indem er edelmüthig sein eigenes Leben auf's Spiel setzte."

Die Mutter umschlang Martin's Knie, und blickte dankend auf zu den wohlbeleibten Formen des beginnenden Jünglings, welcher jetzt heftig zu schluchzen und zu weinen begann, keineswegs aus Rührung über die gegenwärtigen Vorgänge, sondern einzig aus Erregung der Gefahr halber, welcher er so plötzlich ausgesetzt, und so glücklich entgangen war.

Da der Stier aber mittlerweilen gebändigt war, und seiner weitern Bestimmung mit Ruhe entgegenging, so hatte sich der ganze Kreis der Zuschauer, welche sich rasch mehrten, um Martin, das gerettete Kind und dessen Eltern versammelt.

Lobende und dankbare Anerkennung floß aus jedem Munde, und da Martin jetzt begann seine Thränen zu trocknen, und sich ersichtlich in bedeutender Verlegenheit befand, so trat ein älterer, höchst anständiger Mann, in dunklem Anzuge und weißer Halsbinde, an ihn heran und sprach, indem er ihm die Hand reichte, mit Salbung:

„Die Zähren, so von den Wangen des Gerechten träufeln, sind dem Herrn ein Labsal! Sie haben, edler Jüngling, wie ich vernahm, mit menschenfreundlicher Hintansetzung Ihres eigenen Lebens, das eines unschuldigen Kindes gerettet, und wenn jetzt Thränen der Rührung und des Mitgefühles über die Freude der dankbaren Eltern aus Ihren Augen strömen, so sind diese ein neuer Beweis Ihres edlen Herzens, Ihrer ächt menschenfreundlichen und christlichen Gesinnung. Gehen aber jetzt auch Sie, junger Mann, zu den lieben Ihrigen, zu deren Ohren vielleicht schon Gerüchte gedrungen sein mögen über diesen Vorfall, und beruhigen Sie durch Ihr Erscheinen die ohne Zweifel in Unruhe Befindlichen."

Hierauf führte der ältere Herr unsern Martin aus dem Kreise, welcher sich ehrfurchtsvoll öffnete, und geleitete ihn bis an das Haus seiner Mutter.

Die Straßenjungen riefen:

„Der dicke Martin hat einen Ochsen aufgehalten! vivat hoch!"

Die Weiber sagten, indem sie sich vom Schauplatz entfernten:

„Es ist aber doch gewissenlos, ein so kleines Kind allein auf der Straße zu lassen, ohne alle Aufsicht. Aber freilich, wenn man an Nichts

weiter denkt, als an Staat machen und neue Kleider — —"

In den Schenken des betreffenden Stadtviertels erzählte man sich des Abends, daß Martin sich zwischen das Kind und den Stier geworfen, und so denselben zum Stehen gebracht habe.

In den Schenken jenseit des Flusses aber hieß es, daß er den Stier bei den Hörnern erfaßt, zuerst festgehalten, und dann mit Löwenstärke zu Boden geworfen habe. Die Verletzungen, welche er dabei am Kopfe erhalten habe, seien unbedeutend.

Oeffentliche Blätter endlich brachten des nächsten Tages folgende Anzeige:

„Ehre wem Ehre gebührt!

Der junge Martin Vollbart, der wackere und talentvolle Sohn eines unserer geachtetsten und leider zu früh dahingeschiedenen Mitbürger, rettete gestern, auf die edelmüthigste und aufopferndste Weise, das Leben eines Kindes. Der fleißige junge Mann war eben im Begriff, sich zu einem seiner Lehrer zu begeben, als er ein ängstliches Hülferufen vernahm, und nachdem er mit raschen Schritten auf dieses zugeeilt war, erblickte er einen wüthenden Stier, welcher eben im Begriff war, ein auf der Straße spielendes Kind, einen vierjährigen Kna-

ben, auf seine Hörner zu spießen und in die Luft zu schleudern.

Der wahre Muth ist rasch besonnen!

Der tapfere Jüngling stürzte sich, seines eigenen Lebens nicht achtend, blitzschnell zwischen das Unthier und sein Opfer, erfaßte den auf's Aeußerste gereizten Stier bei den Hörnern, und nun begann ein Kampf, welcher, wie Augenzeugen berichten, furchtbar und schön zugleich gewesen sein muß.

Auf der einen Seite die rohe und kaum zu bändigende Kraft des wüthenden Thiers!

Auf der andern Seite die Intelligenz und besonnene Stärke des Menschen.

Gott sei Dank, es gelang der letzteren, den Sieg davon zu tragen, denn nach mächtigem und gewaltigem Ringen warf Vollbart den Stier zu Boden, und legte, mit Freudenthränen in den Augen, den geretteten Knaben in die Arme seiner entzückten Mutter. Die Verwundungen, welche der junge Held bei diesem Kampf erhielt, sind von geringer Bedeutung, und sollen blos aus einigen leichten Quetschungen bestehen.

Jedenfalls sind solche Wunden ehrenvoller als manche andere!

Wir ergreifen diese Gelegenheit, um die bescheidene Anfrage zu stellen, ob es denn nicht

Pflicht unserer Behörden ist, ein wachsames Auge auf die Art und Weise zu haben, wie solche, für das Publikum gefährliche Thiere zur Schlachtbank geführt werden, und ob die, ohnedies schon übergroße Anzahl unserer Polizeisoldaten nicht besser zur Beaufsichtigung für dergleichen Dinge angewendet werden sollte, als für gewisse ändere Zwecke!!"

(Wir sind in den Stand gesetzt, einige weitere ähnliche Fälle berichten zu können, welche leider die Sorglosigkeit gewisser Vorstände, in ein nur allzugrelles Licht stellen. Nicht allenthalben ist ein Vollbart zur Hand! In einer der nächsten Nummern ein Mehreres.)

Anmerk. d. Red.

Da sich ältere, anständig gekleidete Herren mit weißen Halsbinden, Frauen, Straßenjungen, die Philister beim abendlichen Trunke, und endlich die öffentlichen Organe des Volkswillens vereint dahin aussprachen, daß Martin eine Heldenthat verrichtet habe, so war wohl kaum an der Thatsache zu zweifeln, und die alte Frau Vollbart wurde stets von einer freudigen Rührung bewegt,

so oft sie einen Blick auf das, unter Glas und Rahmen gebrachte Zeitungsblatt, warf, welches das Lob ihres Sohnes verkündete, und welches den Ehrenplatz unter dem Portrait ihres Seligen einnahm.

Freilich trug sie bisweilen Bedenken und frug sich, wo der Junge diesen Muth herhabe.

Ihr Seliger war ein kreuzbraver Mann. Er war ihr treu wie Gold, arbeitete wacker, betrank sich nicht, war überhaupt sparsam und klagte niemals über das Essen, selbst wenn irgend eine Speise verdorben war, kurz, er war ein Meister nach verschiedenen Richtungen hin für viele, viele Ehemänner.

Aber — er ging nie ohne Licht über den dunklen geräumigen Vorplatz des Hauses, und man wußte, daß er es sehr liebte, wenn seine Frau, oder die Magd ihm leuchteten. Mußte er allein gehen, so summte oder pfiff er ein Liedchen.

Des Nachts heimkehrend von sonntäglicher Biererquickung, wich er sorgfältig allen Begegnenden auf mehrere Schritte aus, Hunden auch bei Tage.

Er war eben kein Händelsucher, und wußte, daß die Hunde häufig bissige Köder sind.

Auch war das Alles in den Augen der Frau Vollbart in vollkommener Ordnung.

Immer aber konnte Martin den tollkühnen Muth nicht als väterliches Erbtheil besitzen.

Doch zweifelte sie keinen Augenblick an dessen Muthe. Sie hatte es ja Schwarz auf Weiß. Sogar gedruckt, und noch dazu in einer Zeitung.

Was Martin selbst betrifft, so wurde er anfänglich, wenn man ihn seiner edlen That halber belobte, roth, was man ihm für eine, einem Jünglinge wohlanständige, Bescheidenheit auslegte. Später indessen gewöhnte er sich an dergleichen Lobeserhebungen und glaubte vielleicht, zum Theil wenigstens, selbst an seine Heldenthat.

Im Kopfe und Herzen der Menschen befinden sich zu sonderbare Tob- und Tollhauszellen für verrückte Gedanken, daß in dieser Beziehung Alles zu glauben ist. —

Wir wollen jetzt einige Jahre vorübergehen lassen, und erst wieder nach unserm Martin blicken, nachdem er sich bereits längere Zeit, mit wenig Fleiß und fast mit noch wenigerem Behagen, in lateinischen Studien umgesehen hatte.

Er war ein mächtig starker Bursche geworden, welcher seine sämmtlichen Lehrer um einen halben Kopf überragte, und der nach dem jedesmaligen

6*

Ende der Lehrstunden, unter den übrigen Schülern seiner Klasse, über den Hof der Anstalt dahinschritt, wie ein Elephant unter einer Heerde Affen.

Trotzdem aber, und trotz des bereits stark sprießenden Bartes, sprießten die lateinischen Floskeln nur wenig, fast gar nicht, ja einige seiner Lehrer zweifelten selbst an deren erstem Keimen.

Die griechische Sprache aber, mit ihren reizenden Formen und wunderbaren Schönheiten, diese Sprache, das Entzücken der Philologen, und mancher fleißigen Jünglinge, welche selbst dereinst wieder Philologen werden, stand vor seinem Geiste, wie ein drohendes Gespenst an der Schwelle der nächsthöhern Classe.

Wenn ihm früher die deutschen Buchstaben furchtbar vorgekommen waren, als er in der Knabenzeit sie zu erlernen gezwungen war, so erschienen ihm die griechischen fast geradezu gräßlich.

Diese Krähenfüße mit ihrem vollständigen, ausgewachsenen Namen, wie wirkliche Subjecte, und nicht wie andere ehrliche Buchstaben, ein- oder vielmehr gar nicht sylbig! Und dann, wie unordentlich untereinander einherlaufend, und nicht in der, mit sauerm Schweiße früher erlernten A-B-C-Ordnung.

Es ging nicht! Er wußte das.

Und sein Gefühl hatte ihn richtig geleitet.

Es ging wirklich nicht. Es ging unter gar keiner Bedingung.

Als er gegen die heilige Weihnachtszeit hin, vermöge eines nicht zu umgehenden Rathes von Oben, seinen freiwilligen Austritt aus der gefürchteten Classe nahm, und er den Schulhof verließ, um ihn nie wieder zu betreten, war es ihm, als fielen Berge von seiner Brust.

Seine Mutter behauptete, man habe ihn verfolgt, warum, war ihr nicht vollkommen klar.

Aber im Zeugnisse stand:

Sittliches Betragen I., mit Auszeichnuug.
Fleiß II.
Fortgang III.

Wenn er im Fortgange der dritte war unter neunundzwanzig Schülern; wenn er der Zweit-Fleißigste war, und endlich der Sittlichste in der ganzen Classe, wie konnte man ihm da den Rath geben, sich zu entfernen!

Aber es war so, und nachdem Martin den Winter hindurch der Kochkunst seiner Mutter die möglichste Ehre angethan, ging man endlich im Frühjahre unter sich zu Rathe, was nun für ein Beruf zu ergreifen sei.

Ein Handwerk, — Martin war einmal zu

alt, zweitens zu groß, und drittens zu stolz, oder besser: zu hochmüthig, um Lehrling zu werden.

Kaufmann, — englische und französische Sprache zu erlernen, — geht nicht.

Studiren — ging bereits nicht.

Soldat, — im Herzen Martin's murmelte eine friedliebende Stimme abrathende Worte, indem sie von Blut und Wunden flüsterte. Er gab ihr lauten Ausdruck, indem er seiner Mutter erklärte, es widerstrebe geradezu seinem Gefühle, seinen Nebenmenschen zu tödten.

Die gerührte Frau schloß ihn zärtlich in ihre Arme. —

Hierauf beschloß man, daß Martin Künstler werden sollte, was schon sein Vater war, aber ein größerer als jener, ein ächter, wirklicher Künstler, ein Künstler, welcher Bilder von unmäßigen Dimensionen componirt, selbst in Oel malt, und noch unmäßigere Summen dafür erhält. —

Martin ließ jetzt vor Allem seine blonden Haare lang wachsen, und trachtete dem für seine Jugend starken Barte einen gewissen genialen Schwung zu geben.

Dann schaffte er sich einen Hut mit breiter Krämpe an, und trug keine Halsbinde mehr.

Und endlich setzte er sich in den Besitz eines

Malerstuhles, ein Haus-, oder eigentlich ein Straßen- und Feldgeräthe, welches schon seit Jahren der Gegenstand seiner Bewunderung und geheimen Wünsche gewesen war.

Ein Skizzenbuch und einige andere, zum Ausüben des neuen Geschäfts nöthige Dinge wurden endlich auch noch angeschafft.

Der junge Mann beschloß sich jetzt auszubilden, allein, und ohne Beihülfe eines pedantischen Lehrers, und bereits nach zwei Tagen war der erste elegante Malerstuhl unter seinem Gewichte in Trümmer gegangen.

Der zweite, den Dimensionen unsers Helden besser entsprechende, hielt, und jetzt sah man Martin täglich vor den Kirchen und öffentlichen Bauten seiner Vaterstadt sitzen, und eifrig zeichnen.

Der allgewaltige Fortschritt hatte zu jener Zeit bereits begonnen auf die längst veralteten Formen des Gothischen seinen wohlthätigen Einfluß auszuüben.

Man purificirte.*)

Das heißt man riß Gebäude, welche eben gar zu alt waren, wenn auch noch baufest, nieder,

*) Um unliebe Irrungen zu vermeiden, muß bemerkt werden, daß Martin's Geburtsstadt sich, so viel uns bekannt, im hohen Norden Deutschlands befindet.

und stellte neue, zweckmäßige und dem Geschmacke der Zeit angemessene an deren Stelle, um den ursprünglichen alterthümlichen Typus der Stadt möglichst dem reizenden und so gemüthlichen Style gewisser deutscher Städte näher zu bringen, welche so artig nach der Schnur gebaut sind.

Um indessen einen sanften Uebergang zu vermitteln zwischen der alten Barbarei und dem modernen Schönheitssinne, bemalte man mitunter auch einige ältere Bauten mit lebhaften und glänzenden Farben, und das zwar im Sinne einer neugeschaffenen, gothisch-byzantinisch-babylonischen Manier, welche, großentheils früher erdacht in der Hauptstadt des Reiches, jetzt auch auf andere Städte überzugehen begann, und schon deshalb mehrfachen Anklang fand, weil, wollte man sich gerade nicht auf den Anstrich allein beschränken, mannichfache Artikel der Industrie bei dem neuen Style Anwendung finden konnten.

So zum Beispiel Gußeisen, Pappendeckel, Blech (ausgeschnitten und gothisch-byzantinisch-babylonisch angestrichen), Gummi-elasticum (vulkanisirt natürlich), Gyps, geöltes Papier und andere Dinge.

Der lebendige und lebhafte Künstlersinn unseres Martin erfaßte rasch die mehrberegten Motive dieser Schöpfungen, und nachdem er mit

Geist, und selbst ohne sich genau an das Original zu halten, mehrere derselben copirt hatte, ging er sogleich zur Composition über, indem er das Portal einer Kirche entwarf, das einer Baumwollenspinnerei, und endlich jenes eines Landhauses.

Als er seiner Mutter diese Entwürfe zeigte, hielt die gute Frau dieselben anfänglich für Stickmuster, bestimmt für einen Frauenkragen. Eines Besseren belehrt, fand sie indessen die Zeichnungen „fein und künstlich," und bedeckte, wie gewöhnlich, Martin mit Küssen, und überhäufte ihn mit Liebkosungen.

Der junge Mann war zufrieden.

Aber er wollte keineswegs stehen bleiben bei der Architektur, er strebte weiter.

Er begann jetzt Figuren zu zeichnen.

Schon in der Classe hatte er sich, während des Latein-Unterrichts, häufig damit beschäftigt, seine Lehrer und Mitschüler zu conterfeien, wohl auch Soldaten, obgleich er diesem Stande, wie schon oben bemerkt, aus Gefährlichkeits-Gründen nicht sehr zugethan.

Zwar hatte er sich bisher, wie immer, in den Gränzen des Profils gehalten, aber fast immer erkannte man die betreffende Person, wenn auch

die Größe der gezeichneten Figur selten drei Zolle übertraf.

Nun aber wollte er Größeres schaffen, auch buchstäblich, wenn man will, denn er suchte einige Gypsfiguren hervor aus dem Nachlasse seines Vaters, und begann nach der Antike zu arbeiten.

Figuren von eins, zwei, drei Fußen!

„Ach, muß das schwer sein,“ sagte die alte Frau Vollbart.

Der junge Künstler aber lächelte, spannte einen mächtigen Bogen auf's Reißbret, und ging an's Werk.

Da die alten Antiken, mögen sie nun aus Gyps oder aus wirklichem Marmor bestehen, sich nie der Beinkleider bedienen, und eben so wenig Röcke oder Ueberzieher tragen, sondern in ihrem Vaterlande blos dann und wann kleine steinerne Mäntelchen führen, und in Sammlungen, aus Verschämtheit wohl, oder aus einem andern Grunde, nur bisweilen mit grünlackirten Traubenblättern von Blech bekleidet sind, so freute sich Martin insgeheim, nicht auf die Schwierigkeiten des Faltenwurfes zu treffen.

Aber er stieß ganz unerwartet auf ein anderes Hinderniß.

Die Hände, die Füße, das Haar!

Bei den kleinen Figuren, welche er früher zeichnete, verfuhr er der Art, daß er am Ende des Aermels, je nach Umständen, einen runden oder einen länglichrunden Körper construirte, vier Striche in demselben anbrachte, und auf diese Weise eine geschlossene oder eine flache Hand darstellte.

Bei den Antiken ging es nicht, von wegen der Größe.

Und ferner waren auch noch die Füße zu zeichnen, da in jenen finsteren Zeiten Götter und Menschen barfuß umherliefen.

Dann die Haare!

Er wußte sich selbst gestehen, daß die Locken der antiken Herren, welche er zeichnete, viele Aehnlichkeiten mit Kehrwischen hatten, während jene der Damen Drahtgeflechten ähnlich sahen.

Er verschob also das Studium der Antike bis auf spätere Zeiten, und warf sich mit Eifer wieder auf die künstlerische Darstellung von Militair und Civilpersonen der Gegenwart, wobei er sich, wie früher, mit besonderer Vorliebe des Profils bediente.

Die Füße aller dieser Herren waren mit Stiefeln bekleidet, der Kopf mit einem Hute, und auf diese Weise waren bereits zwei große Calamitäten beseitigt.

Was die Hände betraf, so ließ Martin diese stets in den Rocktaschen verschwinden, und den unvermeidlichen Spazierstock schob er dem betreffenden Individuum unter den Arm.

Alles nach der Natur! Denn die so anständige als zweckmäßige Gewohnheit, Stöcke auf diese Art mit sich zu tragen, hatte schon zu jener Zeit allgemeinen Eingang gefunden, und war damals, so wie noch heute, besonders beliebt auf öffentlichen Spaziergängen, vor Theatern, vor Schaubuden, kurz allenthalben, wo sich viele Menschen versammelt hatten, und wo sich mithin die beste Gelegenheit ergab, den Nebenstehenden die Augen auszustoßen. —

Fast zwei Jahre hindurch hatte Martin auf diese Weise der Kunst obgelegen. Er war bald zwanzig Jahre alt, und eine stattliche Figur geworden, während, seinem Namen zufällig entsprechend, ein starker und voller Bart sein frisches und rundes Gesicht umschloß.

Eines Morgens trat er, zwei mächtige Mappen unter den Armen, zu seiner Mutter, und sagte:

„Ich werde jetzt ein Jahr lang auf der Kunstschule arbeiten, (es ist eben der Form halber), und mich hierauf hier selbstständig etabliren.“

Dann ging er mit seinen Mappen zur Kunstschule.

Nachdem er dem Direktor derselben eröffnet hatte, daß er einige Zeit in der Anstalt Studien machen wolle, um sich vollends auszubilden, fragte ihn jener sehr artig, ob er bereits eine andere Anstalt besucht habe, welchem Fache er sich vorzugsweise widmen wolle, und fügte noch einige andere Fragen bei, welche man eben an einen jungen Mann stellt, der bereits die ersten Anfänge hinter sich hat.

Martin verbeugte sich, öffnete statt der Antwort eine seiner Mappen und sagte:

„Hier sind meine Arbeiten."

Die feierliche Miene des Direktors wurde ernst, nachdem er die ersten Blätter erblickt hatte, dann färbte die Röthe des Unwillens seine Wangen.

Er vermuthete, daß sich der junge Mann einen ungeeigneten Scherz mit ihm erlauben wolle, aber er verwarf sogleich diesen Gedanken, als sein Blick auf Martin fiel.

Dieser stand freundlich lächelnd vor ihm, und der ganze Ausdruck seines Gesichts drückte Wohlbehagen und Zufriedenheit mit seinen Schöpfungen aus.

Auch das Antlitz des Direktors erheiterte sich wieder, ja, als er den größten Theil der fast alle von Rechts nach Links spazierenden Studien gesehen hatte, von welchen eine ziemliche Menge sogar mit lebhaften Farben colorirt war, brach er plötzlich in ein unauslöschliches Gelächter aus.

Jetzt blickten auch einige der älteren Schüler in die Mappe.

Diese lachten ebenfalls, und in kurzer Zeit hatte sich diese unverhoffte Heiterkeit dem ganzen Course mitgetheilt, und wurde fast zum Tumult.

Der Direktor schloß die Mappe und gebot Ruhe.

„Mein Herr," sagte er zu Martin, „ich kann kein Urtheil über Ihre Arbeiten fällen, denn sie gehören einem Genre an, welches mir vollständig fremd ist. Aber eben aus diesem Grunde ist es unmöglich, daß Sie bei uns arbeiten und überhaupt Etwas lernen können."

„„Ich glaube doch noch Etwas lernen zu können,"" versetzte Martin bescheiden.

„Ja, ja, aber nicht bei mir." Mit diesen Worten schob ihm der Direktor die Mappe unter den Arm, machte eine leichte Verbeugung, und wandte sich ab.

Als Martin sich entfernt hatte, sagte einer

der Schüler: „Es ist der junge Vollbart, welcher vor mehreren Jahren ein Kind gerettet hat, indem er einen wüthenden Stier zu Boden warf.“

„Es zeigt dies,“ erwiederte der Direktor, „daß der junge Mensch vielen Muth besitzt und edel denkt, aber zum Künstler ist er nicht berufen, wie vielleicht noch manche andere,“ setzte er mit etwas lauter Stimme hinzu, „welche eine wundergroße Einbildung besitzen.“

Nach diesen Worten des Herrn Direktors wurde es ausnehmend still in dem Saale, welchen Martin so eben verlassen hatte, und wir können nichts Besseres thun, als diese Stätte jugendlichen Fleißes ebenfalls zu verlassen.

Martin verschwieg seiner Mutter das homerische Gelächter der Kunstschüler, welches ihn wenig erbaut hatte, obgleich ihm seine Arbeiten keineswegs schlecht oder lächerlich erschienen, aber er sagte ihr, daß, da gegenwärtig kein Platz in der Schule frei sei, er die Natur studiren wolle.

„Ich werde Landschaften zeichnen,“ sprach er; „in der frischen, fröhlichen, freien Natur lernt man mehr als unter einfältigen Gypsbüsten und hinter langweiligen Vorlegeblättern.“

Und jetzt sah man den beginnenden „Landschafter“ täglich mit einem mächtigen Sonnen=

schirme, mit Skizzenbuch und Feldstuhl in's Freie wandern und hinter Hecken und Zäunen Posto fassen, um fabelhafte landschaftliche Gebilde mit flüchtiger Hand auf's Papier zu zaubern.

Wir haben eben erwähnt, daß man in der Kunstschule der frühern Heldenthat Martin's gedachte.

Merkwürdigerweise war auch in anderen Kreisen jener Vorfall noch nicht vergessen, während dies mit wackeren Thaten sonst leider häufig nur zu oft der Fall ist, und man, wie es scheinen will, für skandalöse Dinge, wahr oder erdacht, das beste Gedächtniß hat.

Ein glücklicher Zufall trug jetzt aber Sorge, neue Lorbeeren zu den bereits um Martin's Haupt gewundenen zu fügen, und obgleich die Begebenheit, welche wir erzählen wollen, mehrfache Aehnlichkeit mit dem ersten berühmten Stierabenteuer zeigt, können wir dieselbe doch nicht verschweigen, da sonst der ganze Gang dieser wahrhaftigen und interessanten Geschichte gestört und, wie natürlich, die historische Wahrheit verletzt wäre.

Martin war, wie gewöhnlich, eines Nachmittags beschäftigt gewesen, auf dem Felde Aufnahmen nach der Natur zu machen, und eben heute war sein Tagewerk besonders anstrengend, und nahm

alle seine geistigen Kräfte, so wie seine künstlerischen Fähigkeiten in Anspruch.

Er hatte nämlich einen hölzernen Zaun zu zeichnen, die gemeinschaftliche Einfriedigung eines Roggenfeldes und eines Krautackers, und da dieser Zaun zweiundneunzig und einen halben Fuß Länge hatte, und die Laune, oder die Ungeschicklichkeit des Landmanns, der die Pfähle fertigte, fast jedem der einhundertundeinundachtzig derselben eine von seinen Collegen abweichende Form gegeben hatte, mußte der junge Künstler wohl zehnmal seinen Platz verändern, um den Bau und die einzelnen Schönheiten jedes Pfahles genau studiren, auffassen und wiedergeben zu können.

Endlich war er fertig!

Er mußte drei Bogen an einander befestigen, um sein Werk vollenden zu können. Aber jetzt war es geschehen.

Den Anstrich konnte er heute nicht mehr beginnen, er lud daher den Sonnenschirm auf seine Schulter, nahm Farbenkasten und Skizzenbuch unter den linken Arm, in die rechte Hand seinen Malerstuhl, und hierauf schritt er vergnügt von dannen.

Nach gethaner Arbeit ist gut ruhen.

Das ist ein altes Sprüchwort, aber wahrer, als tausend andere.

Unser Martin beschloß in Folge dessen, den Anfang seiner wohl verdienten Ruhe in einer kleinen Bierschenke der Vorstadt zu machen, durch welche ihn sein Weg führte, und bog zu diesem Ende in eine ziemlich lange und sehr schmale Straße, durch welche er früher das Ziel seiner Wünsche zu erreichen hoffte.

Er war etwa bis in die Mitte dieser Straße gekommen, als plötzlich am andern Eingange derselben ein Mensch erschien.

Dieser Mensch trug keinen Rock, und die Aermel seines Hemdes waren mit Blut befleckt.

Sein Haar war wirr und sein Blick wild, die Farbe seines Gesichts war vollkommen erdfahl, und in der rechten Hand schwang er ein blinkendes Messer.

Dieses Individuum, dessen Aeußeres, wie man sieht, wenig Vertrauen erregend war, eilte in mächtigen Sätzen auf Martin zu, und dieser hörte jetzt deutlich in einiger Entfernung den Ruf: Halt auf! Halt auf!

Schon als Martin diesen rasenden, blutigen, und mit einem Messer bewaffneten Menschen am Anfang der Straße erblickte, war sein erster Ge-

danke, die Flucht zu ergreifen, aber der Körper versagte dem muthigen Geiste die Dienste.

Er war wie gelähmt und blieb stehen, vollkommen unfähig, seine Füße zu gebrauchen, oder sich auch nur umzudrehen.

Wenn er bisweilen früher über sein Abenteuer mit dem Stiere nachdachte, und über den eigentlichen Grund, weshalb er jenen Sieg erfochten, so hatte er sich im Innersten seines Herzens gelobt, für die Zukunft muthiger zu werden, nämlich bei einer ähnlichen Gelegenheit so rasch als möglich die Flucht zu ergreifen, und spornstreichs davon zu laufen, anstatt sich aus übergroßer Furcht irgend einer Gefahr auszusetzen.

Der Augenblick, seine Energie zu beweisen, war gekommen.

Aber es ging nicht.

Ihm war, als lägen Hunderte von Centnern auf seinen Schultern, er fühlte, wie alles Blut aus seinen Wangen wich, und seine Füße waren wie in die Erde gerammt, gleich den Zaunpfählen, mit welchen er sich kurz vorher so leidenschaftlich beschäftigt hatte.

Aber ohne zu wissen, was er that, streckte er dem auf ihn Anspringenden den rechten Arm entgegen, in welchem er seinen Feldstuhl trug, und

hielt auf diese Art seinem Feinde ein sonderbar gestaltetes, mit drei Spitzen versehenes Instrument entgegen.

Er rief nicht Halt! denn die Zunge klebte ihm am Gaumen, und hätte er sprechen können, so würde er den Mann mit dem Messer gebeten haben, ihm Nichts zu Leide zu thun, und sich zwischen ihm und der Mauer hindurchzudrängen.

Aber der Mann blieb stehen, offenbar ebenfalls auf's Höchste erschrocken, und im andern Augenblicke erschienen zwei Polizeisoldaten, welche sich sofort, und nach kurzer Gegenwehr, seiner bemächtigten.

Es war ein aus einer Strafanstalt entsprungener, gefährlicher Verbrecher, der, in der Umgegend sich umhertreibend, vor Kurzem in einer Schenke erkannt worden war.

Man hatte heimlich nach der Polizei geschickt, allein der Mensch witterte Unrath, und suchte vor deren Ankunft zu entfliehen. Bei dieser Gelegenheit hatte er einen Bürger, der ihn halten wollte, verwundet, ließ hierauf seine Jacke in den Händen seiner Angreifer, und wäre ohne Zweifel entkommen, hätte ihm die Vorsehung nicht Martin in den Weg gestellt.

Es war ein verwegener Kerl, aber er sagte

später vor Gericht aus, daß ihn die unbekannte und sonderbar gestaltete Waffe Martin's, dessen riesige Gestalt, noch mehr aber der furchtbare und Entsetzen erregende Blick, mit welchem er ihm angeschaut habe, zum Stehen gebracht hätte.

Dieser starre Blick, so oft Martin in Betreff seiner persönlichen Sicherheit Zweifel zu hegen begann, und die eintretende Blässe seines Angesichts, die sich bei wachsender Angst zur vollständigen Leichenfahle steigerte, hatten ihn schon öfters unter seinen Bekannten in Respekt gesetzt, wenn ihn diese dann und wann hänseln wollten.

Man hielt dies für Zeichen einer, aus Anstands-Rücksichten, vorläufig noch gewaltsam unterdrückten Wuth, fürchtete aber deren plötzlichen gefährlichen Ausbruch bei fortgesetzten Sticheleien.

Wie früher regnete es auch diesmal gerechte und wohlverdiente Lobsprüche auf das Haupt des kühnen und muthigen jungen Mannes, und diese steigerten sich zum Jubel, als Martin, nachdem er sich vom ersten Schreck erholt hatte, wacker großzusprechen begann.

Man hatte, unter einem großen Zulauf von Menschen, den mit Blut besudelten Verbrecher zur Stadt geführt, Martin aber hatte sich in die

Schenke verfügt, in welcher derselbe zuerst erkannt worden war.

Dort erzählte er den zahlreich Versammelten die näheren Umstände des Vorfalls, und dieses zwar ohne Schüchternheit, wie es denn bisweilen vorzukommen pflegt, daß Leute, welche geschworene Feinde jeder persönlichen Gefahr sind, mit vieler Kühnheit gute oder schlechte Reden halten.

„Ich dachte mir schon," sagte er, „als der Kerl um die Ecke bog, daß es ein verwegener Bursche sein müsse, und nahm mir im ersten Augenblicke vor, ihn ohne Weiteres zu Boden zu schlagen. Deshalb ging ich ihm auch rasch einige Schritte entgegen. Als ich aber sah, wie er mich auf's Korn genommen hatte, und schon in einer Entfernung von zehn Schritten sein Messer schwang, um mich zu durchbohren, beschloß ich, eben deshalb, ihn lebendig zu fangen."

„„Braver Kerl der Martin,"" riefen Einige.

„„Es war doch verzweifelt gewagt,"" sagten Andere.

„Gewagt?" erwiederte Martin, verächtlich lächelnd, „das ist der Erste nicht, den ich auf diese Weise packe! Verhängte Auslage mit meinem Feldstuhl. Eins! Ein räscher Griff mit der Linken, unten durch, nach der Faust mit dem Messer,

Zwei! Feldstuhl fallen lassen, mit der Rechten an der Brust packen, Drei!"

„Da hatte ich ihn."

„Die Polizeisoldaten hätten ihn beinahe wieder laufen lassen," fügte er lächelnd hinzu.

Ein Theil der Gäste gab ihm später eine Strecke weit das Geleite, als er aber hierauf allein war, überkam ihm plötzlich ein entsetzlicher Gedanke.

Wenn jener gefährliche Mensch vielleicht abermals entkommen wäre!

Wenn er aus Rachsucht ihm auflauern würde!

In Schweiß gebadet erreichte er seine Wohnung.

Die ganze Stadt war Tags darauf voll Lob über die neue Heldenthat Martin's, und die öffentlichen Blätter rügten mit Strenge die geringe Wachsamkeit der Behörden.

„Vier bis an die Zähne bewaffnete Schergen," hieß es, „sind nicht im Stande, den Gefährlichen zu bändigen, es wird nöthig, daß ein braver, entschlossener junger Mann, ein strebender talentvoller Künstler seine unbeschützte Brust, unbekümmert um sein eigenes Leben, den Dolchstichen eines Rasenden aussetzt, um seinen Mitbürgern diejenige Sicherheit zu verschaffen, die der Staat garantirt hat!!"

Die alte Frau Vollbart hatte nicht das Glück, sich lange an diesem zweiten Triumph ihres Sohnes zu erfreuen.

Sie starb bald darauf, aufrichtig beweint und betrauert von ihrem Sohne, welcher, trotz seiner Furchtsamkeit, dennoch immerhin ein gutes Herz hatte.

Es ist aber eine außerordentlich gute und zweckmäßige Einrichtung in der Natur, daß sich die Kinder leichter über den Verlust ihrer Eltern trösten, als dies der umgekehrte Fall ist.

Ein Vater, eine Mutter, sie vergessen nie ein verlorenes Kind, sie beklagen es stets! wenn nicht mehr laut, im Herzen gewiß!

Da aber, den natürlichen Gesetzen gemäß, die überwiegende Anzahl von Kindern ihre Eltern überleben, so wäre, fände jene leichtere Tröstung der ersteren nicht statt, des Klagens kein Ende, und die Welt wäre in der That noch langweiliger, als sie es ohnedies ist.

In Folge dieses weisen und wohlthätigen natürlichen Gesetzes, erholte sich auch der junge Vollbart nach einiger Zeit von seinem Schmerze, und begann nach und nach ein ziemlich behagliches Leben zu führen, obgleich er stets noch der Verewigten gedachte.

Da diese aber, neben anderen guten Eigenschaften, auch vortrefflich gekocht hatte, und da Martin mit den guten Lehren der Geschiedenen, nicht auch noch ihre gute Küche entbehren wollte, so ging er jetzt in einem der ersten Gasthöfe der Stadt zu Tische, und ward dort bald einer der besten Gäste.

Nun fanden sich Freunde und verwandte Seelen. Man aß und trank bald weniger, als man schmauste und zechte, und binnen Jahresfrist war Martin ein Lebemann geworden, ein Particulier, der anstatt des langen Künstlerhaares seine Locken gebrannt trug, dessen Hals eine zierliche Binde umschlang, und der einen soliden Cylinder führte, anstatt des breitkrämpigen Künstler-, Genie- und Räuberhutes.

Als aber, wieder nach einiger Zeit, der junge Gentleman einen Blick auf seine Vermögensverhältnisse warf, so fand er zu seinem Erschrecken das, was der verständige und geneigte Leser, wenngleich mit mehr Gemüthsruhe als Martin, sicher bereits errathen hat, daß nämlich diese bedeutend geschmolzen waren, und daß er ein neues Leben beginnen müsse, wenn er nicht früher oder später ein Bettler werden wolle.

Eigentliche Vertraute hatte er nicht.

Er ging also mit sich selbst zu Rathe, und das Resultat dieser Berathung fiel dahin aus, daß er jetzt von seiner Kunst leben wolle, von dem, was er gelernt, was er mit so vieler Mühe erworben.

Aber in seiner Vaterstadt dies zu thun, trug er billige Bedenken.

Sein Empfang in der Kunstschule lag ihm stets noch unbequem im Sinne.

Zwar zweifelte er nicht an seiner Fähigkeit, an seinem Geschicke, aber — wenn's auch blos ein Vorurtheil war, was man gegen ihn hegte, vielleicht blos Neid, es war einmal so, und er hatte mitunter Gelegenheit gehabt, zu bemerken, daß sich diese Verhältnisse nicht geändert hatten.

Die Künstler, welche bisweilen zufällig eine oder die andere seiner Arbeiten zu Gesicht bekamen, blickten so eigenthümlich darein!

Dann gab es aber in seiner Vaterstadt viele, sehr viele Künstler, in allen Abstufungen der Kunst.

Die Photographie war zu jener Zeit noch nicht erfunden.

Martin faßte also den Beschluß, eine größere Reise durch Deutschland anzutreten (Italien war

ihm, der Antiken halber, aus früherer Zeit verhaßt), auf dieser Reise noch fernere Studien zu machen, und sich endlich an einem Orte niederzulassen, wo es ihm gefiele, wo sich wenig oder noch besser gar keine Künstler aufhielten, und wo ihm Arbeit und Anerkennung reichlich zufließen würden.

Er machte also den größten Theil seiner Habe flüssig, übergab die Aufsicht über den Rest derselben in zuverlässige Hände, und reiste ab, ohne irgend einem seiner Freunde und Bekannten eher ein Wort von seinem Vorhaben mitzutheilen, als des Tags vorher.

Er wolle eine Kunstreise machen, sagte er einfach.

Als er fort war, lachte man über ihn, was man während seiner Anwesenheit nicht zu thun wagte, seiner breiten Schultern und seines furchtbaren Blicks halber, und aus dem Grunde, weil er seine Börse nicht allzustrenge geschlossen hielt für seine Freunde.

Man hätte vielleicht nicht gelacht, wenn man in das Herz des armen Teufels hätte sehen, und die Angst wahrnehmen können, welche in den letzten Tagen vor seiner Abreise dasselbe gänzlich

einnahm, und mit den verschiedensten Schreckensbildern erfüllte.

Erst jetzt trat ihm das Gewagte, das Gefährliche seines Unternehmens vollständig vor Augen.

Die Post- und Eilwagen hatten in seinen Augen kaum eine andere Bestimmung, als durch scheu gewordene Pferde, sammt den unglücklichen Passagieren, in einen Abgrund geschleudert zu werden.

Die Wälder, durch welche ihn sein Weg führen würde, waren mit zahlreichen Banden unmenschlicher und blutdürstiger Räuber erfüllt.

Die Gasthöfe waren ebenfalls Räuberspelunken, und die fürchterlichen und schrecklichen Beispiele, in welchen ein harmloser Reisender durch ein Stück der Stubendecke, was sich langsam auf ihn niedersenkt, in einer solchen Mörderhöhle elendiglich ermordet wird, standen lebhaft vor seiner Phantasie.

Dann konnte er an der öffentlichen Gasttafel auf die leichteste Weise mit Militairpersonen Händel bekommen — und endlich in Universitätsstädten die krakeelenden Studenten!

Was die Eisenbahnen betrifft, deren zu jener Zeit schon viele vorhanden, wenngleich nicht in so zahlreicher Menge als gegenwärtig, so lächelte er ingrimmig über diese privilegirten Mordanstalten,

aber er fürchtete sie nicht, da er sich fest vorgenommen hatte, diese Erfindung des Teufels, blos erdacht zum Nutzen der Wundärzte, der Todtengräber, und dann und wann der Actionäre, niemals zu benutzen. —

Merkwürdiger Weise befand sich Martin aber schon über sechs Wochen auf der Reise, ohne daß ihn einer der gefürchteten Unglücksfälle getroffen hätte. Ja, er war selbst einmal eine kurze Strecke mit der Eisenbahn gefahren, ohne daß irgend ein Unfall eingetreten wäre.

Er bekam jetzt eine Art von Muth, und beschloß, die See vom Gestade aus, und außerhalb des Bereichs der Brandung zu sehen. Er wollte, denn der Künstler war wieder in ihm aufgewacht, er wollte ein paar Seestücke in seinem Skizzenbuche haben, und dann — sich vielleicht wieder nach Hause begeben.

Die Welt war so groß, und wenn auch nicht ganz so gefährlich, als er früher dachte, doch zuverlässig höchst kostspielig.

Sein Geld schwand mehr, als er berechnet hatte, und war er wieder zu Hause, so fand sich dort vielleicht jetzt eher eine Beschäftigung für ihn, nun er ein gereister Mann war.

Er begab sich also nach Bremen.

Die Stadt gefiel ihm, aber nachdem er mit der Miene eines Vielgereisten einen Tag hindurch die Straßen durchwandert, Portwein getrunken und verschiedene Dutzend Austern genossen hatte, fiel ihm auf, daß die See nirgends zu sehen.

Auf Befragen erfuhr er, daß er nach Bremerhaven müsse, um dies thun zu können, und daß er am Besten sich des Weser-Dampfschiffes zu dieser Fahrt bedienen würde.

Dies gefiel ihm nicht!

Er hatte von der großen Brücke aus die Weser gesehen, und der breite Fluß, der so unbekümmert um alles Andere dahinfloß, schien ihm heimtückisch, zum wenigsten eigensinnig.

Dampfschiff! Wenn der Kessel springen würde? Wenn er, weil er die See sehen wollte, auf einem Flusse ertrinken würde?

Er beschloß, sich die Sache zu überlegen. Jedenfalls kannst Du zu Hause von der See erzählen, dachte er; Seestücke hängen ja hier in jedem Bilderladen.

Beim Mittagstische traf er des andern Tags einen Bekannten, einen jungen Kaufmann, den er bei derselben Gelegenheit in seiner Vaterstadt kennen gelernt hatte.

Martin war doppelt erfreut; denn einmal war

er froh, Jemanden zu haben, der ihm bei der Besichtigung verschiedener Keller Gesellschaft leisten würde, auf der andern Seite hoffte er, unbemerkter Weise, Erkundigungen einziehen zu können über die mehr oder minder große Gefährlichkeit der Fahrt nach Bremerhaven, um danach seinen Entschluß einzurichten.

Aber vorläufig war davon die Rede nicht, und nach Tische sagte Stettenberg, so wollen wir den jungen Kaufmann nennen:

„Heute Abend wird im Rathskeller gekneipt! Das ist das beste Institut in ganz Bremen."

Schon beim Eintritt in jenes, in der That ganz ausgezeichnete „Institut" mußte auch Martin seinem Freunde recht geben.

Die langen Reihen mächtiger und zum Theil mit trefflichem alten Schnitzwerk versehenen Fässer, die endlos scheinenden, mystisch sich kreuzenden Gänge, das hohe und kunstvoll gesprengte Gewölbe, dann die einzelnen Gruppen der Zechenden, welche gesondert Platz genommen und beim Scheine magisch flackernder Kerzen, ohne besonders laute Gespräche, ihren Wein schlürften, dann wohl auch der feine aromatische Duft eben dieses Weines, der den ganzen Raum durchwürzte, alles

Das behagte unserm Martin sehr, und behagt auch wohl auch mehreren Anderen.

Ja, ich kenne Einen, einen meiner Ansicht nach gar nicht üblen Mann, der sich selbst das Gelübde gethan, wenn er nach langer und fährlicher Reise das alte Europa wieder betreten würde, so wolle er dort, in jenem alten Rathskeller, das erste Mal wieder seinen Mantel tauchen in das Blut der Rebe, gut, gründlich, und wie er es gewohnt war von je, nach alter, wohl zu bewahrender deutscher Sitte.

Fragt mich, ob er es gehalten! —

In einem Anfluge von poetischer Laune wollte Martin gleich im ersten Gange des Kellers, unfern eines jener mächtigen Fässer Platz nehmen, um dort, wie er sagte, „als ein alter Ritter seinen Humpen zu leeren."

Stettenberg aber sagte:

„Das ist nicht nobel! Blos ordinaire Subjecte kneipen da außen. Coulante Kerle, die Principale, und angesehene Leute überhaupt, gehen in ein Cabinet."

Und als nun, eine Viertelstunde später, die beiden jungen Leute in einem jener hölzernen Verschläge, wie solche rechts des Einganges zu finden, weniger gerade schön, als gemüthlich und

bequem, sich dort häuslich niedergelassen, als der treffliche Rheinwein vor ihnen duftete und die, so eben frisch in den Keller gebrachten, Austern sie verführerisch anlachten, da begann Martin bei sich zu überlegen, ob er es dennoch nicht versuchen wolle, sich in diesem herrlichen Bremen niederzulassen.

Mit jedem Tropfen Wein, den er behaglich schlürfte, gewann dieser Gedanke an Festigkeit.

Jetzt nahten sich Tritte, laute Stimmen wurden hörbar, und hierauf wurde die Thür des Cabinets geöffnet.

Zwei junge Männer blickten in dasselbe, und einer von ihnen fragte freundlich:

„Ist's erlaubt? Es kneipt sich besser in Gesellschaft, denke ich!"

Als die bereits im Besitz des Platzes Befindlichen zustimmenden Bescheid gegeben, und zuvorkommend bei Seite gerückt waren, stellte man sich gegenseitig vor, und unsere Freunde erfuhren im Austausch, daß die beiden Neuangekommenen aus Hamburg gebürtig und „Studentenphilister" *) einer norddeutschen Universität seien.

*) Tausend Entschuldigungen, wenn der Ausdruck „Studentenphilister" gegenwärtig nicht mehr gebräuchlich sein sollte, oder wenigstens nicht mehr im Sinne meiner

Junge Leute thun sich leichter zusammen als wir Alten, und da man den Formen des Anstands und der Sitte Genüge geleistet, war man bald heiter und guter Dinge, und schien sich Jahre lang zu kennen.

„Diese großen Holsteiner Austern“, sagte endlich Martin, „sind trefflich, und sie sind mir lieber, als die kleinen englischen.“

Man widersprach ihm. Es sei allgemein anerkannt, daß die kleinen von besserem Geschmack, und feiner in jeder Beziehung.

Martin behauptete seinen Ausspruch.

Schon deshalb, führte er an, weil man die großen kauen müsse, während man die kleinen ganz verschlucke.

Man hatte sich erhitzt während dieser wichtigen Verhandlung, und der eine der Hamburger sagte:

Zeit. In diesem ist der Studentenphilister ein junger Mann, welcher kurze Zeit ein, zwei, bei manchen Individuen wohl auch noch drei bis vier Jahre, von der Universität abgegangen ist, und auf eine künftige Anstellung lossteuert. Vom wirklichen Studenten unterscheidet er sich vorzugsweise dadurch, daß er statt der Mütze einen Cylinder trägt, und nicht mehr auf Schläger losgeht, sondern auf „krumme“, zu meiner Zeit: auf Pariser. Des Nachts treibt er häufig kleine Straßenheiterkeiten, ganz analog dem wirklichen Studenten, hat aber des andern Tages doppelten Moralischen, „seiner Stellung halber.“

„Sie verstehen gar keine Austern zu essen, man kaut jede Auster.“

In diesem Augenblicke warf Martin zufällig einen Blick auf den Sprechenden, und sah an dessen linker Westentasche einen Gegenstand, der ihm das Blut in den Adern erstarren machte.

Es war nicht der Kolben eines Revolver, und eben so wenig der Griff eines Dolches, es war das, was die gegenwärtig studirenden Jünglinge mit dem unziemlichen Namen „Bierzipfel“ bezeichnen, eine zierliche Schleife, mit den Farben einer Verbindung! —

Also deshalb hatte er alle Universitäts-Städte während seiner ganzen Reise sorgfältig, oft mit bedeutenden Umwegen, gemieden, um jetzt, mitten in einer Stadt des Handels und der Industrie, in die Klauen eines leidenschaftlichen Duellanten zu fallen, eines wüthenden Raufboldes, eines Todtschlägers von Profession, der, wie der Tiger in Raff's Naturgeschichte, zur „Lust mordet.“

Der Bierzipfel bannte seine Blicke, wie die Klapperschlange jene ihres Opfers.

Er verwandte kein Auge von der unglücklichen Schleife.

Den Studentenphilister seiner Seits ärgerte dieses Anstarren seiner Verbindungsfarben.

Aber ehe er sich hierüber aussprechen konnte, hatte Martin sich wieder ermannt.

Seine früheren Vorsätze fielen ihm ein.

Ausreißen!

Nicht wie ein Feiger stehen bleiben und erdulden, was der Tollkühnheit oder der Wuth eines Bösewichts beliebt, nein, einen muthigen Entschluß fassen, und so schnell als möglich davon gehen.

Aber während er diesen mannhaften Entschluß faßte, und dabei unverwandt den „Bierzipfel" mit großer Aufmerksamkeit zu betrachten schien, sah er zu seinem Schrecken zugleich die Unmöglichkeit ein, seinen Vorsatz auszuführen.

Er und sein Freund saßen hinten, an der Mauerseite, die beiden Fremden hatten, als die zuletzt Gekommenen, die Vorderplätze an der Thür des kleinen Cabinetchens inne.

Er war also gewissermaßen eingesperrt.

Der Mann mit dem schrecklichen Verbindungszeichen saß ihm schräg gegenüber.

Neben ihm saß dessen Freund, und er wagte nicht diesen zu bitten, ihm Raum zum Hinausgehen zu geben.

Der Erste hatte die Feindseligkeiten damit begonnen, indem er sagte: Sie verstehen gar keine Austern zu essen! Und diesen Menschen hatte

er nicht die geringste Veranlassung zu dieser Beleidigung gegeben.

Was würde erst der Andere sagen, wenn er ihm zumuthen würde aufzustehen.

Er beschloß die ganze Gesellschaft zum Aufstehen zu bringen, war er einmal aus dem verwünschten Cabinet, das Fortkommen draußen, dies sollte seine Sache sein.

„Ich schlage vor, wir gehen zur Frau Rosel", sagte er plötzlich, die entstandene Pause auf einmal unterbrechend.

Der Mann mit dem Kainszeichen fragte:

„„Zu wem sollen wir gehen?""

„Zur Frau Rosel, zu dem großen Fasse, von welchem Hauff erzählte."

„„Es giebt kein Faß, welches Rose heißt,"" erwiederte der Fremde langsam und mit einer Ruhe, welche Martin tödtlich erschreckte, „„Hauff war angetrunken, als er hier im Keller war. Es giebt ein Gewölbe, in welchem zwölf Fässer liegen, die man die zwölf Apostel nennt. Oben im Gewölbe ist eine goldene Rose angebracht. Hier hielten bisweilen in alter Zeit die Rathsherren wichtige und geheime Sitzungen, und daher rührt der Ausdruck sub rosa, unter der Rose, Einem Etwas anvertrauen.""

Der Studentenphilister starrte bei diesen Worten Martin ganz genau auf dieselbe Weise an, wie jener vorher sein Band angesehen hatte, und schien eine Antwort zu erwarten.

Niemand rührte sich indessen von der Stelle und machte Miene aufzustehen, die Frau Rose zu besuchen, oder wenigstens Martin Raum zu geben.

Dieser aber, dessen Angst sich jeden Augenblick steigerte, rief jetzt, indem er mit den Füßen trommelte, in einer fast weinerlichen Stimme:

„Ja, es giebt eine Frau Rosel, ich weiß es gewiß, ganz gewiß, und ich will, ich muß sie durchaus sehen.“

Sein Gegner lächelte hämisch und sagte:

„„Es giebt keine!““

Martin, der nicht mehr wußte, was er sprach, rief außer sich:

„Das ist nicht wahr — —“

„„Fertig!““ sagte sein Gegner, der ihn nicht aussprechen ließ. Dann sprach er halblaut einige Worte zu seinem Freunde, und dieser wendete sich jetzt gegen Martin, und sagte, indem er sich höflich verneigte:

„Mein Freund läßt Sie auf einen Gang Säbel fordern.“

Ueber Martin war jetzt jener entsetzliche Blick gekommen, dessen wir bereits oben erwähnten, der Ausdruck der höchsten Angst, der aber meist für ein Zeichen mühsam unterdrückter innerlicher Wuth genommen wurde.

Der Cartel-Träger mochte Aehnliches vermuthen, denn er rückte unwillkürlich ein wenig ab von Martin, sagte aber stets mit der größten Artigkeit:

„Würden Sie eine andere Waffe vorziehen?"

Ein Gebirge fiel von Martin's Brust.

„Pistolen!" erwiederte er mit dem Lächeln der Dankbarkeit, „Pistolen!"

„Gut."

Hierauf händigte der „Freund" Martin zwei Karten aus, bat um die seinige, und versprach des andern Morgens um zehn Uhr ihn zu besuchen, um das Weitere zu verabreden. Dann grüßten die beiden Studentenphilister artig und entfernten sich heiter, als hätten sie das beste Geschäft abgeschlossen.

Erklären wir aber jetzt mit zwei Worten, warum Martin mit solcher Freudigkeit zu den Pistolen gegriffen.

Unter seinen Freunden waren bisweilen ähnliche Händel entstanden, und Martin hatte mit

aller jener Neugierde, welche fast immer die durchweg Friedfertigen beseelt, den Gang solcher Angelegenheiten verfolgt.

Dabei hatte er nun wahrgenommen, daß, wenn Zwei sich auf irgend eine blanke Waffe gefordert, meist das Duell vor sich ging.

War aber einer der Beiden tollkühn genug, auf Pistolen zu steigern, wurde die Sache durchgängig beigelegt.

Hieraus schloß Martin, daß, in sehr vielen Fällen wenigstens, der zum Frieden Geneigte jene Forderung ergehen ließ, und sah die Wahl der Pistolen als ein Mittel an, sich nicht schlagen zu müssen.

Ob er recht hatte? Wir können dies nicht so genau bestimmen, und kehren deshalb zu ihm selbst, so wie zu seinem Freunde Stettenberg zurück.

Als Beide einige Minuten später sich ebenfalls auf dem Heimwege befanden, sagte der junge Kaufmann:

„Sind Sie rasend, diesen Menschen auf Pistolen zu fordern, was soll daraus werden?"

„„Es wird Nichts daraus,"" erwiderte Martin, und hierauf entwickelte er seine, auf Erfahrung gegründete, Theorie, welche wir so eben kurz anführten.

„Glauben Sie das nicht," sagte Stettenberg, im Tone der Ueberzeugung, „ich kenne die Art dieser jungen Leute, es sind wüthende Menschen. Morgen um zehn Uhr kommt der Eine auf Ihre Stube, und der Andere — der Andere hat Sie alsdann bis elf Uhr vielleicht schon kalt gemacht."

Hätte der Sprecher Martin's Angesicht sehen können, so wäre er ohne Zweifel in Schrecken gerathen, aber es war dunkel auf der Straße, und er fuhr deshalb fort, seinem Begleiter zu entwickeln, daß ein „Zurückgehn" der Sache im Reiche der Unmöglichkeit liege.

Jetzt rief Martin plötzlich mit halb erstickter Stimme:

„„Retten Sie mich, ich kann, ich darf mich nicht schlagen.""

„Ja, aber warum fordern Sie denn, wenn dies der Fall ist, auf so unüberlegte Weise, auf solch' gefährliche Waffe?"

„„Ich ließ mich von der Hitze hinreißen,"" flüsterte Martin.

„Einen Augenblick vorher gaben Sie einen ganz andern Grund an, Sie widersprechen sich ja unaufhörlich."

„„Ach Gott,"" sagte Martin weinerlich, „„fangen auch Sie noch Händel mit mir an. Ich will

Ihnen Alles gestehen. Ich gehöre einer geheimen Verbindung an, welche das Duell abschaffen will. Was ursprünglich Manschetten waren, ist uns jetzt zur Ehrensache geworden. Keiner von uns darf sich schlagen. Wir haben wüthende Kerle unter uns, aber — sie dürfen nicht, Todesstrafe steht darauf. Zehn Dolche durchbohren schonungslos die Brust des Ungehorsamen — — —""

„Das ist eine saubere Einrichtung," unterbrach ihn der junge Kaufmann, „Sie ermorden da die Menschen, damit sie keine Mörder werden!"

„„Alles aus Menschenfreundlichkeit, und der Ehre halber. Die Ehre über Alles! Aber die wahre! Wir prügeln uns lieber bei vorkommenden Ehrensachen, als daß wir den rohen mittelalterlichen Gebrauch wieder aufkommen ließen, aber selbst das nur ungerne, am liebsten gehen wir uns aus dem Wege.""

Wir wissen nicht, ob Martin's Freund eben fest an das Bestehen dieses Bundes glaubte, aber er sagte nach einigem Bedenken:

„Wenn Sie nach Hause reisen, so sind Sie dort keinen Augenblick sicher, daß die beiden Wüthriche Ihnen nachreisen, gehen Sie auf die See! Ich kenne einen Capitain, welcher morgen Vormittags nach Brasilien segelt. Sein Schiff liegt

in Brake. Ich gebe Ihnen zwei Zeilen an den Mann, und Alles ist abgemacht, kommen Sie nach Jahresfrist wieder, so ist Alles vergessen."

„„O, mein Gott,"" sagte Martin, „„auf's Wasser!""

„Nun, so lassen Sie sich hier umbringen, mir ist's gleich." —

Des andern Morgens um sieben Uhr stieg Martin, mit kühner Todesverachtung, am Fallreff eines kleinen Kauffahrers empor, der den Namen Roland führte, und nach Brasilien ging.

Nachdem der Capitain das Billet gelesen, was Stettenberg ihn durch Martin gesendet, musterte er unsern Freund einen Augenblick und sagte dann lakonisch.

„Passage: Fünf und sechszig Thaler."

Martin zahlte, und hierauf fuhr der Capitain fort:

„Sie wollen eines Duells halber hinüber? Ist Ihr Gegner todt?"

Martin zog die Achseln und blickte mit einem bedeutungsvollen Blick gen Himmel. Er wußte ja nicht, was sein Freund geschrieben.

„Is mich egal," sagte der Capitain, indem er Martin den Rücken kehrte. Dann wurde diesem seine Koje angewiesen, und nach einigen Stunden

trieb der Roland, mit flauem Winde, die Weser abwärts nach dem Lande Brasilien zu, welches man, wie ihm sein Freund Stettenberg versichert hatte, in spätestens vierzehn Tagen erreichen würde.

Wie waren, aus schuldigen Rücksichten, gegen den Titel des vorliegenden ausgezeichneten Werkes moralisch gezwungen, unsern Helden diese gefährliche Reise antreten zu lassen, obgleich wir gestehen, daß wir noch gern eine Zeit lang an seiner Seite im lieben Vaterlande gebummelt wären.

Nun er aber auf den „schwankenden Planken" des gekupferten Rolands, so lassen wir ihn dort die übrigens sehr schwachen Anfälle der Seekrankheit, welche er auszustehen hatte, überwinden und kehren auf einen Augenblick zu den beiden Studentenphilistern zurück.

„Was fiel Dir ein, Bendeke," sagte der Eine, als die Beiden an jenem verhängnißvollen Abend den Keller verlassen hatten, und den Weg zur „Thorenkiste" einschlugen, „was fiel Dir ein, mit diesem Riesen zu krakeelen?"

„„Was liegt daran,"" erwiederte Bendeke verdrießlich.

„Was daran liegt? Ich denke verzweifelt viel. Wir wollen Beide in vier Wochen unser Examen machen. Wenn die Geschichte nun schief geht?

„„Ach was! warum fixirte mich der dicke Mensch so unausstehlich.““

„Du verläßt Dich stets auf Deinen Hallenser*), aber hier hat das ein Ende,“ fuhr der Andere fort, „Pistolen! sahst Du nicht, wie er zuerst blaß vor Wuth war, im Grunde eigentlich wegen gar Nichts, und wie er nachher höhnisch lächelte, als wir die Pistolen annahmen. Der Kerl ist sicher ein famoser Schütze.“

„„Meinethalben, das ist nun nicht mehr zu ändern.““

„Doch! Ich werde morgen zu ihm gehen und mit ihm sprechen. Er soll zurücknehmen, dann nimmst Du auch zurück.“

„„Ich habe ja eigentlich gar Nichts zurück zu nehmen,““ sagte Bendeke halb lachend, halb ärgerlich. „„Es gäbe keine Frau Rosel! es ist eigentlich gar zu wahnsinnig, aber gehe hin und sprich mit ihm, mir ist endlich Alles recht, was Du ausmachst.““

Als des andern Morgens um zehn Uhr Bendeke's Freund im Gasthofe nach Herrn Martin Vollbart fragte und die Nachricht erhielt, daß Nummer

---

*) „Hallenser,“ ausgezeichneter Hieb. Quart angezeigt, Terz nach. Sehr beliebt unter den studirenden Jünglingen.

fünfunddreißig des Morgens um drei Uhr abgereist, und sein Zimmer bereits wieder von einem andern Herrn besetzt sei, fragte er, ob Herr Vollbart nicht irgend eine Nachricht zurückgelassen.

„Nein," sagte der Kellner, „er schien aber furchtbare Eile zu haben, denn er nahm sich nicht einmal die Zeit zu frühstücken."

Dem Studentenphilister schien ein Licht aufzugehen, er lachte unmäßig, und wir vermuthen, daß sich Vendeke ebenfalls getröstet haben wird.

Nach drei Tagen reisten Beide nach Hamburg zurück, wo sie, so hoffen wir, ihr Examen mit Nota I bestanden. —

Kehren wir jetzt zu Martin zurück. Unser Freund hielt sich drei Tage lang in seiner Koje, und theils war ihm körperlich, theils geistig schlimm zu Muthe.

Am vierten Tage aber fühlte er sich wieder ziemlich wohl, und da er jetzt auch die Ueberzeugung gewonnen hatte, nicht mehr von seinen Feinden eingeholt, und zum Duell gezwungen zu werden, so erschien er kühn auf Deck. Dort sah er zu Steuerbord Land, einen langen hellen Streifen, der näher und näher kam, und endlich erschien auf demselben eine ziemliche Anzahl von Basteien und Schanzen und, vor Allem sichtbar,

zwei starke Thürme, auf deren einem eine mächtige Flagge wehte. Zu Backbord zog sich, aber in größter Entfernung vom Bord aus, ein ebenfalls ziemlich heller, langer und schwach in Nebel gehüllter Streifen hin.

Er fragte einen Matrosen, was das auf der rechten Seite, also zu Steuerbord, sei?

„„Dover,““ war die lakonische Antwort.

„Und dort links?“

„„Calais.““

Man befand sich also noch im Kanale.

„Sind wir in zehn Tagen in Brasilien?“

Der Matrose sah ihn von der Seite an, antwortete aber nicht. Martin wiederholte seine Frage.

„„Wes nich,““ sagte der Mann.

Er stellte jetzt dieselbe Frage an einen andern Matrosen.

„Kann sinn,“ antwortete dieser mit großer Ruhe, aber weiter war Nichts aus ihm herauszubringen.

Er wendete sich jetzt zu einem seiner Mitpassagiere, deren, außer ihm, noch acht die Reise mitmachten. Alle waren mehr oder weniger stark von der Seekrankheit befallen worden, weshalb keiner derselben bis jetzt das Deck betreten hatte.

Von dem Ersten, der sich jetzt zuerst aus seiner Koje gewagt hatte, erfuhr er, daß er und seine Collegen Musiker seien, welche in Rio de Janeiro ihr Glück zu machen hofften; zugleich theilte ihm derselbe auch mit, daß sieben bis acht Wochen vergehen würden, ehe man Rio erreiche.

Jetzt wurde Martin allerdings klar, daß sein Freund Stettenberg ihm ohne Zweifel die kurze Frist nur angegeben, um ihn zur Seereise zu bewegen, und nicht vielleicht ebenfalls, durch jenes Duell, in unangenehme Händel verwickelt zu werden.

Aber es war Nichts zu machen; nicht einmal seine trefflichen Vorsätze, bei jeder Gefahr die Flucht zu ergreifen, waren begreiflicher Weise auszuführen.

„Ach, wenn Das wäre! wenn man davon gehen könnte vom Bord! Wohl kaum die Hälfte aller Passagiere gelangt an ihren jedesmaligen Bestimmungsort. —

Als aber der Roland den Kanal verlassen und über den Atlantischen Ocean dahinzog, begannen Martin's Leiden sich zu mehren und zu häufen.

Er, der früher die wohlschmeckende Hausmannskost seiner Mutter gespeist, und durch die treffliche Küche des Gasthofes später zum Feinschmecker und Kenner geworden, er sollte jetzt Salzfleisch

genießen, Salzfleisch, welches ungekocht irisirend in allen sieben Farben des Regenbogens spielte und gekocht die größte Aehnlichkeit zeigte mit einer Schuhsohle, welche einige Jahre hindurch in Kochsalz gelegen hatte.

Ferner stellte man ihm, unter dem Namen: Sauerkohl, gelbe, zollgroße Stücke eines Vegetabils vor, welche einem Hobel ihre Form verdankten und in der That auch wie Hobelspäne schmeckten.

Endlich reichte man des Abends nicht selten: **Lapschaos,** ein Gemenge, ein Chaos von Speisen, welche des Mittags übrig geblieben waren. Erbsen, hier und da Linsen, dann Stückchen Fleisch oder Knorpel von zweifelhaftem Ursprunge und sonderbarem, ekelerregendem Aussehen, Tellerresten ähnlich, welche des Mittags hartnäckig den Zähnen der Reisenden widerstanden hatten, und von welchen man die Hoffnung hegte, daß Aufwärmen und Hunger sie des Abends zermalmbar machen würden. Endlich Fragmente, welche durch Nichts mehr erkennen ließen, ob sie in früherer, glücklicher Zeit dem Thierreiche angehört, oder ob sie dem Pflanzenreiche entsprossen, sämmtlich graubraun gefärbt, und weich, oder klebrig.

Dann gab man des Morgens Kaffee, so elend, so schwächlich, daß er nur mit Mühe im Stande

war, sich von der Kanne aus in die Tasse zu begeben; und dennoch war die Flüssigkeit, welche man des Abends perfider Weise für Thee ausgab, noch dünner, noch jämmerlicher.

Und all' Dies, die Speisen, die Getränke, waren mit Wasser bereitet, welches bereits stark faulte, braun von Farbe war und einen ganz unerträglichen Geruch verbreitete.

„Das Wasser ist gut," sagten die Seeleute, „und wenn es ausgefault hat, wird's noch besser."

Es ist dies zum Theil richtig, aus Gründen, die hier nicht näher zu entwickeln sind, aber was kümmerte dies Martin, der an die Fleischtöpfe Aegyptens dachte, und für welchen es weder Manna noch Wachteln regnete.

Da man sich nun aber auf hoher See befand, begannen zugleich mit der täglich schlechter werdenden Schiffskost, und gleichsam als Ersatz, die Schönheiten des Meeres, seine Romantik und Poesie.

Immer blauer ward der Himmel, immer blauer ward die See, flüssigem Ultramarin gleich und strahlend im Glanze der Sonne.

Man zog dem Süden zu, den Tropen; und wie die Kälte das Elend repräsentirt und den Tod, so die Wärme: den Reichthum, die Pracht und das Leben.

Darum regte sich auch außen im Wasser allerlei tolles Gethier.

Langarmige Medusen zogen still vorüber, gleisend in erborgter Farbenpracht.

Der Portugiese spannte sein prunkendes Segel, stets flott vorwärts fahrend, „bi de Wind,“ das heißt, mit Seitenwind, wie es die Seeleute lieben. Aber der Portugiese kann es thun. Er hat keinen Curs, und ihm ist einerlei, ob er nach Nord oder Süd getrieben wird.

Dort plötzlich hebt es sich silbern aus den Wellen, funkelnd und blitzend in den Strahlen der Sonne. Es ist ein Zug fliegender Fische, die, gerecht in allen Sätteln, jetzt die Vögel spielen, die Leichtfertigen, was sonst den Fischen nicht eigen, und mit Ostentation an Bord vorüberfliegen. Aber der Spaß dauert nicht lange. Sie schlagen einen Hacken, und fallen dann wieder in ihr altes Element, wenn ihre Flossen=Flügel trocken geworden.

Bisweilen sieht man auch einen weißlichen Gegenstand wohl ein paar Spannen lang aus den Fluthen ragen. Dann verschwand dieser Gegenstand, und war man nahe genug, so konnte man bemerken, daß es die Rückenflosse eines Hai gewesen, der sich jetzt auf den Rücken gelegt, und scherzend den Angenehmen spielt.

Wieder zog dann ein Haufen Delphine draußen vorüber. Bisweilen aber eilten sie rasch heran an das Schiff, spielend um Bugspriet oder Steuer, und gaben dem Menschenvolke da innen, in dem schwimmenden hölzernen Kasten, eine Zeit lang scherzend das Geleite.

Dann zog der Roland durch die Meereswiesen, durch jene Stellen, welche, etwa um den sechsundzwanzigsten Grad nördlicher Breite, bedeckt sind mit einer so unendlichen Masse von Tang, daß man sie die Wiesen der See genannt hat.

Dort wohnen die Philister des Meeres, die langweiligen in erster Potenz, die Bursche, die nie ihre Staude verlassen.

Denn zieht man so eine Tangstaude an Bord, so findet man, verkrochen und versteckt in derselben, ein Heer der verrücktesten Thiere, Krabben, kleine Fische, Muscheln, nackte Wasserschnecken, und eine Unzahl kleiner Subjecte von fabelhafter Form und Gestalt, welche alle nur unlieb, und mit ersichtlichem Aerger, ihre Staude verlassen, und wirft man dieselbe zurück in's Wasser, und sie selbst dann nach, so eilig als nur immer möglich wieder in ihren alten Schlupfwinkel fliehen.

Man kann sagen, daß sie wenig kosmopolitischen Sinn besitzen, man kann das aber, ist man

eben gut aufgelegt, oder paßt's eben in den Kram, auch Vaterlandsliebe nennen.

Als Martin diese unendliche blaue See sah, die nirgends ein Land begränzte, und welcher nur der sich niedersenkende Himmel ein Ziel gesetzt zu haben schien, damit sie nicht auch noch ewig werde wie er selbst.

Als er alle diese Thiergestalten sah, welche da draußen sich tummelten, den Herrn lobten, ihres Daseins sich freuten und sich brüderlich auffraßen, je nach Zeit und Bedürfniß, als er diese ganze große, so unendlich große Natur leben und wogen sah, da zogen sonderbare Gedanken durch sein Herz.

„Großer Gott, dachte er, „wenn jetzt das Schiff ein Loch bekäme und versänke! Nirgends ist da ein Land, nicht einmal eine wüste Insel, die doch sonst auf dem Meere nicht selten sein sollen. Wir, eigentlich ich, müßte da ja elend ersaufen, wenn nicht die Fische, und das andere ekelhafte Gewürm da draußen, mich schon bei lebendigem Leibe anbeißen würden.

Er jammerte sehr im Innersten seines Herzens, und am quälendsten war ihm der Gedanke, daß wohl eben er zuerst das Opfer der gefräßigen Thierwelt werden würde, weil er der Fetteste an Bord. —

Dann stieg die Nacht hernieder und breitete ihren dunkeln Mantel über die Wasser.

Funkelnd und blitzend standen Myriaden von Welten dort oben, stumm und schweigend, und doch auch wieder lauter als tausendstimmiger Donner, verkündend die undenkbarste, und dennoch wahrste aller Wahrheiten:

Ohne Anfang, ohne Ende!
Ewig, Ewig, Ewig!

Bisweilen, wenn die Sterne dieses hohe Lied singen, huscht der Wahnsinn aus den schwellenden Segeln und fragt Euch höflich, ob es Euch nicht gefällig, ein wenig verrückt zu werden, und nachher vielleicht in's Wasser zu springen, da auf der See keine so herrlichen und bequemen Narrenhäuser wie auf dem Lande zu treffen. —

Und wendet man nun den Blick abwärts vom Himmel, und blickt auf die See, so glaubt man dort ein Spiegelbild des Himmels zu sehen, denn auch da leuchtet und blinkt es.

Kleine blitzende Punkte bewegen sich rasch von der Stelle und durch das Meer, welches zu beiden Seiten des Schiffes ein sanftes Licht, ähnlich dem der Milchstraße, verbreitet. Dazwischen ziehen große Autoritäten *), funkelnd und strahlend, aber

*) Die Pyrosoma atlantica. Zwei derselben aufgefischt und an Bord gebracht, verbreiten ein so starkes Licht, daß man bequem eine Druckschrift zu lesen im Stande ist.

ruhig und langsam dahin. Es ist das die hohe und höchste Aristokratie des leuchtenden Quallen-Geschlechts, und der aufgeklärte, weil Alles verschluckende Hai, speist deshalb mit bedeutender Vorliebe diese alten Abkömmlinge des Urschleims.

Blickt man aber rückwärts und über das Steuer hinweg, so zeichnet eine lange leuchtende Furche, kometenstreifartig, des Schiffes Lauf.

Ja, es ist ein Spiegelbild des Sternenhimmels, dieses geheimnißvolle Leuchten der See, und die Flöte, unter den acht Musikanten, welche neben erträglichem Flötenspiel, auch noch kaum erträgliche Verse machte, las eines Abends Martin folgendes Fragment vor:

„— — Doch endlich sinkt die Sonne,
Zerschellt am Meeresrand,
Und einet See und Himmel
Mit einem Purpurband.

Und ihre goldnen Trümmer,
Sie tauchen mälig auf;
Die Astronomen sagen:
Es sei der Sterne Lauf.

Doch sieh', jetzt blitzt im Meere
Ein heller Lichtesschein,
Und Myriaden-Funken
Sie glühen hell und rein.

Sie kommen, sie verschwinden,
Sie ziehen stumm dahin,
Doch ihre Strahlen künden
Geheimnißvollen Sinn.

Es könnten wohl die Herzen
Versunk'ner Menschen sein,
Und ihre Sprache wäre
Der stille Lichtesschein.

Sie sprechen wohl von Liebe,
Und von verklung'nem Glück,
Sie fordern von einander
Manch' falschen Schwur zurück. — —"

„„Das fehlte noch,"" sagte Martin, der mit Aerger, nicht der mangelhaften Form, sondern des Inhalts wegen, zugehört hatte, „„das fehlte noch, daß die Gespenster von lauter Ersoffenen da draußen herum schwämmen! Wenn man sich auch eben nicht fürchtet, es ist dennoch gruselich."" —

Wieder in anderen Nächten stand die Mondessichel am tief dunkelblauen Nachthimmel jener Breiten. Sie versilberte die Wogen, durch welche das Schiff geräuschlos dahin zog, und eine heilige Stille lag ringsum auf den Wassern.

Jetzt stiegen sonderbare Formen auf, am fernen Horizonte, von Ost und West, von Nord und Süd, und kamen näher und näher.

Mystische, tolle Gebilde, in denen der Flöten-

spieler bald riesige Thier- und Menschen-Leiber, bald schwimmende mächtige Berge, dann wieder phantastische Burgen und wild über einander geworfene Felsen erblickte.

Aber es war Niemand anders, als der alte Nebelmann, der über das Meer schritt, und seinen grauen Mantel in die Fluthen tauchte.

Er erzählte ihnen allerlei schöne Dinge, von den Ländern, durch welche er heute schon gekommen, von den Menschen, welche sich dort so sehr liebten, und sich so wacker Wort hielten, den ganzen Tag über, zu Ehren des lieben Gottes, und wie sie sich dann des Abends benebelten, um ihn, den alten Mann, auch gehörig zu honoriren.

Dann erzählte er ihnen von den tiefen Schluchten in den Bergen, wo es ihm so gemüthlich, und vom Cap Horn, wo sein liebster Aufenthalt.

Während er hier nur dünn und unscheinbar, sagte er ihnen, werde er dort so dick und stark, daß die Menschen, die dort auf Schiffen führen, nicht die Hand vor ihren Augen sehen könnten.

Und während der Nebelmann so sprach, hob und senkte sich plötzlich sein graues weites Gewand. Der Westwind flog über die See, aber rascher als der Alte, und deshalb verdarb er ihm seine zierlichen Falten.

Dann schlug er in das Tauwerk des Roland, daß die schwarzen Raaen laut ächzten, und die Segel sich blähten und dehnten, und sang dazu das Lied „von der fliegenden Bö," das Lucifers Großmutter erfunden, und, wie die Seeleute sagen, so gerne singt, wenn sie des Abends Unglücksfäden spinnt an ihrer Spindel für die Menschen.

Als die Wellen, die bisher sich weithin durch das Meer nur sanft geschaukelt hatten, und zufrieden mit dem Bißchen Silber waren, was die Mondsichel auf ihre Spitzen gestreut hatte, als die Wellen nun das Lied von der fliegenden Bö hörten, fühlten sie plötzlich ihre Wellenwürde, und begannen höchst unartig zu werden. Hoch bäumten sie sich, und jede von ihnen setzte sich selbst eine weiße Schaumkrone auf, und jede wollte die größte haben.

Wir sind souverain geworden, riefen sie mit donnernder Stimme, wir tragen kein Schiff mehr, die Bö soll ihm die Segel abreißen, und wir zerschlagen dann Planken und Sparren. Und die keckſten sprangen auf Deck, um den Capitain von diesem Beschlusse in Kenntniß zu setzen, welchen die empörte Wellenschaft gefaßt habe.

Dieser aber, um den Wünschen der aufgeregten See Rechnung zu tragen, ließ einige Segel reffen, andere kürzen, aber über Bord ließ er keine

werfen. Vielleicht dachte er, daß er sie morgen wieder brauchen könne.

Der Mond endlich, der Alles das schon sehr oft mit angesehen, schritt langsam und vornehm hinter einige Gewitterwolken. Vielleicht war ihm das Lärmen langweilig, vielleicht aber ärgerte er sich auch, daß er täglich mehr und mehr seinen alten Einfluß verliert auf Ebbe und Fluth, und auf das Wetter überhaupt, mag er auch wechseln, so oft er will.

Was that aber Martin, wenn die Windsbraut durch die gerefften Segel fegte, wenn wilde Sturzwellen über Bord sprangen, wenn des Schiffes Planken ächzten und stöhnten, als wollten sie aus allen Fugen gehen, kurz, wenn es schien, als sei der Roland rasend geworden?

Nehmen wir eine solche Nacht.

Unser Freund stand auf Deck und dachte der Heimath und seiner Lieben.

Es war Sonnabend, also der Tag, an welchem man zu Hause gewöhnlich Spanferkel zu verzehren pflegte. Hals-Stückchen, wenn man eine gute, liebe Mutter hat, und Kartoffelsalat! Die Thränen traten ihm in die Augen. Dann morgen, Sonntag, der Tag des Herrn, Kalbsbraten!

Martin war ein Gemüthsmensch! er dachte

nicht an die Küche des Gasthofs, welche täglich Abonnenten und Reisenden Sonntagskost vorsetzte, er dachte an sein Familienleben.

Kalbsbraten! Spanferkel! Und was bekommen wir morgen hier.

Wir Alle zusammen ein halbes mageres, durch Heimweh und schlechtes Futter heruntergekommenes Huhn, in einer Suppe von faulem Wasser. Die andere Hälfte frißt der Capitain, vom Huhn nämlich.

Dann Fleisch, das Gott erbarm, und Reis, wieder in übelriechendem Wasser nothdürftig gesotten.

Abends: Thee! Er lächelte ingrimmig. Thee!

In diesem Augenblick fuhr ein Windstoß durch die Segel, und der Capitain ließ das Mars- und Bramsegel reffen. Trotzdem aber legte sich der Roland mehr als vorher auf die Leeseite, und draußen kräuselten sich die Wellen auf verdächtige Art.

Martin kannte dies bereits. „Aus das noch," seufzte er halblaut vor sich hin.

Dann verließ er das Deck, ging in seine Koje, kroch in's Bett und zog die Decke über den Kopf. Draußen lärmten die Wellen und klopften an die Schiffswand, als trügen sie gerade heute

ganz besondere Lust, sein keusches Lager zu theilen. Dann mächtige Schläge und Gepolter auf Deck, dazwischen Commando des Capitains, und wieder Poltern und Rasseln, weiß Gott weshalb, „vielleicht schon ein Unglück."

In der Kajüte saßen die acht Musikanten und plauderten Dies und Das. Dann kamen sie auf den Wind zu sprechen, der jetzt anständig heulte über die Wellen, die man auf Deck schlagen hörte, und über den Lärm, der von dort erscholl.

Die Clarinette sagte: „Es ist ein wirklicher Sturm."

Die dichterische Flöte war verstummt, sie war, so wenig wie Martin, eine Freundin von solchen Excessen in der Natur, aber der Contrebaß, der mit königlich baierischen Truppen früher in Griechenland gewesen, deshalb stets hartnäckig Papiercigarren rauchte und aus Temperaments-Gründen Lärm machte, sagte verächtlich:

„Sturm! schlimm Wetter sagen wir, die wir mehr auf See waren, schlimm Wetter, eine Kinderei, weiter Nichts."

Die beiden Violinen, welche bisher Sechsundsechszig gespielt, legten aber jetzt ihre Karten bei Seite und die erste sagte:

„Weiß Gott, so haben wir's noch nicht erlebt."

Auch die beiden Hörner stimmten bei.

In diesem Augenblicke hörte man aus der Koje Martin's einen eigenthümlichen, sonderbaren Ton dringen, und der Contrebaß rief triumphirend aus:

„Seht Ihr jetzt wohl! der junge Mann da drinnen beschämt Euch Alle. Der schläft bei all' dem Lärmen, und schnarcht, daß es eine Art hat. Das ist Courage!"

Die Wahrheit zu gestehen, hatte unser Freund weniger geschnarcht als geschluchzt, indem die Angst ihm bittere Thränen auspreßte, aber er nahm sich jetzt zusammen, und hörte wider Willen, was die Tonkünstler noch weiter über ihn sprachen.

„Gewissen muß er nicht viel haben," sagte nach ein paar Augenblicken die Alt-Viole, „wenn man schon so und so viel Menschen massakrirt hat, und kann bei einem solchen Sturme schlafen und schnarchen wie der! Er brüllt ja ordentlich!"

Es war richtig. Martin hatte mit Gewalt seine Thränen unterdrückt, und theils um die haußen in der Kajüte im guten Glauben an seine Sorglosigkeit zu erhalten, theils um sich die Furcht zu vertreiben, ahmte er das Geräusch, welches Schnarchende machen, so laut es ihm möglich war, nach.

„„Ja,"" rief der Contrebaß, „„es ist ein

Mordkerl, der Capitain hat's erzählt. Er muß flüchtig gehen, weil er im Duell Einen erschossen, und schon vorher hat er ein Paar geliefert. Das kann man aber nicht massakriren nennen, es ist Alles im regelrechten Zweikampfe geschehen, es ist nobel.""

Die Hörner erklärten, daß sie sich nicht schlagen würden, wenn vielleicht Martin mit ihnen Händel anfangen würde, und auf Befragen des Contrebaß, was sie in diesem Falle zu thun gedächten, erklärten sie, daß sie zusammenstehen und den jungen Todtschläger wacker prügeln wollten.

Die Meisten stimmten ihnen bei, nur die erste Violine, der Gentleman der Gesellschaft, gab sein Wort, daß er Satisfaction geben werde.

Dann stritt man sich noch ein Weilchen und ging hierauf ebenfalls zur Koje; das Unwetter hatte einigermaßen nachgelassen, und Alle hofften jetzt einschlafen zu können.

Auch Martin entschlief endlich, nachdem er sich fest vorgenommen, den beiden Hörnern mit der ausgesuchtesten Artigkeit zu begegnen, der ersten Violine aber gänzlich aus dem Wege zu gehen.

Nachdem der Roland acht Wochen von der alten Mutter Thetis gewiegt und geschaukelt worden

war, erblickte man eines Morgens eine schmale, graue Linie am fernen Horizonte.

Es war die Küste von Brasilien. Gegen Mittag konnte man bereits, wenngleich unklar, zackige Gebirgskämme unterscheiden, welche gegen Abend immer deutlicher und schärfer wurden.

Des andern Morgens war Alles verschwunden.

Man faßte sich in Geduld, denn als Martin sehr bescheiden den Capitain gefragt hatte, warum man die Küste jetzt nicht mehr sähe, fuhr dieser zornig auf, und sagte grob;

„Machen Sie mir nicht irre, wenn ich rechnen thue. Mich kommen Sie nich' so, verstehn Sie mir!"

Martin schwieg, als aber der Capitain ihm den Rücken gewandt hatte, blickte er den Contrebaß bedeutungsvoll an, und zog verächtlich die Schultern.

Jener nickte einstimmend.

Es hieß dies etwa:

„Was will ich mit einem Menschen anfangen, der sich nicht schlägt!"

Und die Antwort:

„„Sie haben recht, da ist Nichts zu machen.""

Der Tag verging, ohne daß man irgend etwas auf eine Küste Bezügliches entdecken konnte, und

erst gegen Abend des folgenden Tages kam plötzlich wieder Land in Sicht, und das zwar ein Cap mit einem Leuchtfeuer, die Signale dieses Leuchtfeuers aber stimmten weder mit denen, welche für Cap Frio auf den Seekarten angegeben waren, noch mit jenen für Cap Rio bestimmten, man hielt also wieder von der Küste ab, und erst des folgenden Nachmittags näherte man sich mit vollen Segeln dem Hafen von Rio de Janeiro.

Kurz vor Einbruch der Dunkelheit warf man unfern der Einfahrt Anker, wie es alle Segelschiffe thun, welche des Abends dort ankommen, weil des Nachts stets Landwind weht, und die Einfahrt unmöglich macht, während des Tages über der Seewind vorherrscht.

Die Erinnerung an diese Nacht aber, vor dem Hafen von Brasiliens Hauptstadt, ist ein Juwel, ein glänzendes, unbeschreiblich prachtvolles und reizendes Juwel, im Kranze aller Erinnerungen an sämmtliche See- und Landnächte, wie sie alle heißen mögen, und welcher Schönheits-, Liebes- und Glückszauber auch über ihnen geschwebt haben mag.

Aber schwärmen wir nicht, sondern gehen wir einfach an Bord des Roland, oder irgend eines andern Schiffes, das dort des Nachts über die Anker geworfen.

Ihr kommt von Europa. Ihr habt acht Wochen, oder länger, Nichts gesehen als Himmel und Erde. Ihr waret eingeschlossen in einen kleinen Raum, zusammen mit Menschen, welche Euch vielleicht zuwider, vielleicht langweilig, im besten Falle noch gleichgültig waren.

Man hat Euch des Tages über kaum genießbare Speisen vorgesetzt, und hat Euch die Erlaubniß gegeben, dieselben mit gefaultem, übelriechendem Wasser hinunterzuspülen.

Wenn Ihr Euch dann des Abends in Eure Koje begeben, so seid Ihr genöthigt gewesen, mit vorgesteckten Brettern oder Pflöcken Euch zu sichern, damit Ihr nicht herausgeworfen werdet aus dem Kasten, welchen man an Bord bisweilen Bett nennt, und dessen harte Matratze, wenn die See hoch geht, sich in ein stoßendes und harttrabendes Pferd verwandelt zu haben scheint.

Des Tages über indessen, sowohl als des Nachts, befindet Ihr Euch in einer Atmosphäre, welche einerseits so feucht ist, daß Eure Cigarren zum Auswinden sind, die Schlüssel in Euren Taschen rosten, Eure Instrumente, Eure Waffen, nur durch eine ganz unermüdliche Sorgfalt halbwege geschützt werden können, während Eure Stiefeln, welche Ihr zufällig vierzehn Tage lang nicht trugt,

zur Hälfte in Fäulniß übergegangen, und auf der noch nicht vollständig zersetzten Oberfläche mit einer unendlich interessanten Schimmelvegetation bedeckt sind.

Auf der andern Seite ist diese ganze feuchte, und in der Kajüte noch nebenher mit Tabakrauch, widrigem Speisedunst, und anderen unaussprechlichen Düften geschwängerte Luft noch überdies mit Theergeruch allenthalben an Bord, auf Deck und in allen Räumen, auf eine, besonders für Seekranke ganz ausnehmend unangenehme Art gemischt.

Jetzt nähert Ihr Euch dem Eingange des Hafens. Schon vorher habt Ihr zur rechten und linken Seite, deutlicher und immer deutlicher, mächtige Felsengebirge aus der See steigen sehen, diesmal ist's keine Täuschung!

Es ist Land, ächtes, wahrhaftiges Land, und Ihr werdet es betreten, Ihr werdet aus Eurem Bauer entlassen werden auf einen Tag, oder auf Lebenszeit, dies ist gleichgültig für jetzt, Ihr werdet Land unter Euern Füßen haben, Ihr werdet des Nachts nicht mehr aus Euern Betten geworfen werden, Ihr werdet allein sein können, wenn es Euch beliebt, und ein Galeerensklave und ein Reisender auf einem Passagierschiffe wissen diese

Vergünstigung unter allen Menschen wohl am besten zu schätzen.

Aber wenn Ihr wollt, an diesem herrlichen Lande, so werdet Ihr auch Hunderte von Menschen um Euch haben, reizende Frauen sehen, mit blitzenden Augen, deren geschmeidige Formen Ihr, im Geiste, durch die Brille eines Mannes betrachtet, der acht Wochen lang nicht ein einziges dieser liebenswürdigen Geschöpfe gesehen hat.

Ihr werdet ferner Wein haben, und frische Speisen aller Art, und das Salzfleisch, welches Ihr bisher gehabt habt, ist Euch nunmehr nur noch lächerlich.

Ihr werdet Bäume und Felder sehen, Blumen und Thiere, Ihr, die Ihr so lange Zeit hindurch Nichts als Wasser gesehen, und alle diese Dinge, die Menschen und das Land, werden Euch neu sein, neu, nie gesehen, nur geahnet.

Und während Ihr alle diese Erwartungen hegt, und rechts und links die Felsengebirge an Euch vorüberziehen, riecht Ihr bereits das Land.

Das ist keine Fabel. Es ist eine wohlbegründete Wahrheit. Man riecht eine Küste, die reichen Pflanzenwuchs hat, auf Stunden weit, wenn Landwind weht, und wenn man lange Zeit an Bord gewesen, während ein von dessen Küste an

Bord Kommender, wie die Erfahrung lehrt, nur den Theergeruch des Schiffes bemerkt.

Während Ihr Euch nun, schwelgend in diesen erwarteten Genüssen, immer mehr dem Hafen nähert, belebt sich auch die See auf eine überraschende Weise, und hundertfach mehr, als es irgendwo draußen im weiten Meere der Fall gewesen.

Delphine ziehen um das Schiff, umschwärmt von einer Unzahl von Seevögeln. Züge von kleinen Fischen kreuzen hurtig den Lauf Eures Fahrzeugs, und Quallen entfalten zu beiden Seiten desselben ruhig ihre Farbenpracht.

Dann segeln Küstenfahrer an Euch vorüber, auf deren Deck Ihr gelbe, braune und schwarze Menschen erblickt!

Einen Kauffahrer überholt Euer Schiff, während ein Dampfer an Euch vorüberfliegt, und in einiger Entfernung ein Kriegsschiff mit vollen Segeln dahinzieht.

Bisweilen erblickt Ihr auch schon ein Boot, das ein Weißer steuert mit großem Pflanzerhut, mit Linnen-Jacke und gleichen Beinkleidern, während acht Neger, fast einzig mit ihrer schwarzen Haut bekleidet, eifrig rudern.

Jetzt seid Ihr unferne der Einfahrt des Hafens, und da diese Einfahrt etwa eine halbe

Stunde breit ist, so seht Ihr im Hintergrunde derselben bereits einen Theil der Stadt liegen.

Der Anker fällt, und da die Sonne bereits dem Untergange nahe ist, und die Stadt und das links von ihr liegende Orgelgebirge vergoldet, so habt Ihr nur noch kurze Zeit, Euch Euere Umgebung zu betrachten.

Zur Rechten seht Ihr nun, schützend den Eingang des Hafens, die weißen Basteien des Forts. Weiter hin, gegen Euch zu, bewaldete, felsige Küsten, Negerhütten dazwischen, und allenthalben aufstrebende Palmen, diese poetischen Repräsentanten der tropischen Pflanzenwelt, von deren tausendfachen Formen stets eine reizender ist als die andere.

Und neben, zwischen und über diesen Palmen: riesige Stämme mit fabelhaftem Baumschlag, Bananen, Cacteen mit brennenden Blüthen, baumartige Farren, und Tausende von Bäumen und Sträuchern, von schlingenden Lianen und glühenden Blüthen, die Euch ein schwaches Bild geben vom Urwalde, von dem Ihr gehört und gelesen, vielleicht auch geträumt.

Aber bereits hat die Dämmerung begonnen. Ihr seht noch flüchtig zur Rechten Felsenberge aus den Wellen emporragen, die wieder mit Palmen gekrönt sind, die Ilha das Cobras, und wenn

Ihr Euch dann links wendet, entgegengesetzt jener weißen Bastei, einen mächtigen, steil ansteigenden Felsblock von etwa neunhundert Fuß Höhe, welchen man Pao d'açucar, oder den Zuckerhut nennt.

Eine Reihe felsiger Berge zieht, gegen West, sich weit ab von diesem mächtigen Wächter des Hafens, und viele der prachtvollsten Pflanzenformen bedecken sie und ihren Fuß, den die See bespült.

Aber jetzt ist es bereits dunkel geworden, und eine kurze Zeit lang wirft noch der Mond sein zitterndes Licht auf alles Das, was Ihr vor Kurzem von der scheidenden Sonne vergoldet gesehen habt. Dann verschwindet auch er hinter den Bergen, und eine tropische Sternennacht beginnt, wie Ihr noch nie eine erlebt habt.

Die Blumen am Lande erschließen ihre Kelche, und Tausende von Wohlgerüchen fliegen Euch zu, abgesendet von ihnen.

Dann schwirren handgroße Falter um das Licht der Schiffslaterne, und flatternde Leuchtkäfer, wandernden Sternen gleich, umschwirren die Masten und die gerefften Segel.

Ihr hört jetzt Stimmen vom Lande erschallen in einer fremden, Euch unbekannten, Sprache, und ein Fischerboot, bemannt mit dunklen Ge-

stalten, gleitet stumm vorüber an Eurem Borde, und verschwindet draußen in der Dunkelheit, die auf dem Meere liegt, während unter den bewaldeten Felsen, die Ihr des Tages gesehen, unter den Palmen und Blumen, sich Lichter bewegen und wieder fremdartige Laute erklingen.

Alles Grüße vom Lande, zu Euch, den fremden Ankömmlingen, Grüße, die Euch mächtig ergreifen, und Euch vielleicht Eure Kinderjahre zurückrufen, wo Ihr sehnsüchtig nach Brasilien geblickt, als dem schönsten Lande der Erde.

Es liegt jetzt vor Euch, und Eure Träume werden verwirklicht werden.

Und nachdem Ihr so eine Zeit lang die milde, mit allen Wohlgerüchen geschwängerte Luft eingeathmet, den mystischen Tönen vom nahen Lande gelauscht und Eure Jugendträume noch einmal geträumt habt, werft Ihr einen Blick durch den offenen Hafen und der fernen Stadt zu.

Dort beginnt jetzt das nächtliche Leben des Südens, tausend Lichter funkeln über den Spiegel des Wassers zu Euch herüber, Musik ertönt an einigen Punkten der Stadt, und andere werden durch ein Feuerwerk auf einige Augenblicke magisch beleuchtet.

Morgen! Morgen!

Und dann endlich geht Ihr in Eure Koje und schlaft einen leichten, fieberhaften Schlaf, und träumt die fabelhaftesten Träume, die Ihr je geträumt. —

Als Martin des andern Tages die breite Hafentreppe erstiegen, hatte er das eigenthümliche Gefühl, als schwanke der Boden unter seinen Füßen, was fast Jedem begegnet, der zum ersten Mal nach längerer Seereise das Land betritt, während später, und selbst nach größeren Reisen, diese sonderbare Erscheinung kaum mehr gefühlt wird.

Dann lief unser Freund den Musikanten nach, welche von einem Mäkler bereits die Adresse eines Gasthofes erfahren hatten, den ein Deutscher hielt.

Vor allen anderen Dingen nahm er, dort angelangt, eine reichliche Mahlzeit zu sich, und spazierte hierauf in den Straßen Rio's, der Verdauung pflegend, schweigend und anstaunend alle die unerhörten Dinge, welche jeden Augenblick vor ihm aus der Erde wuchsen. Hierauf ging er wieder nach Hause, speiste abermals und schlief hierauf einige Stunden hindurch den Schlaf des Gerechten.

Dann aber fragte er sich, was aus ihm werden solle, hier in der fremden Stadt unter den fremden Menschen mit wildfremder Sprache.

Sein Geld reichte wohl zur Rückfahrt nach Europa, wohl auch vielleicht einige Monate noch für den Aufenthalt in Rio, aber wenn auch ein Schiff im Hafen gelegen, mit dem er die Rückfahrt hätte antreten können, wäre er nicht vielleicht wieder den beiden Hamburger Todtschlägern in die Hände gelaufen, gleich beim Aussteigen?

Und ferner: Auch in Deutschland hätte sein Vermögen nicht lange mehr ausgereicht, fand er nicht eine Erwerbsquelle. Er beschloß, da er einmal hier, auch hier sein Glück zu versuchen.

Die Musikanten wollten schon des andern Abends an einem öffentlichen Orte eine künstlerische Production geben. War er nicht auch ein Künstler?

Eigentlich hatte er schon, beim Besichtigen der mit mannichfachen prachtvollen Gärten geschmückten Stadt, einen Gedanken gehabt.

Als er in seiner Vaterstadt von der Architektur und dem historischen Fache, in jenes der Landschaftsmalerei überging, hatte er mehrmals Bäume gezeichnet.

Zeigte er seinen Bekannten eine solche Studie und fragte: „Was ist das?“ so erhielt er von den Meisten, nach einigem Besinnen, die Antwort: „„Ein Baum!““ und nur wenige, unkünstlerische, Subjekte schüttelten schweigend die Köpfe.

Aber keiner seiner Freunde errieth jemals die Species. Keiner sagte: Das ist eine Eiche, eine Birke, eine Ulme, ein Kastanienbaum, mit Ausnahme eines einzigen Falles, in welchem er einen Apfelbaum, mit einer großen Menge schön grün und roth gemalter Früchte, dargestellt hatte; aber die Heiterkeit, mit welcher dieses Erkennen durchwürzt war, machte ihn dennoch ein wenig stutzig.

Als er die ersten Palmen in der Nähe sah, lächelte er still vor sich hin.

„Die erkennt auch der Dümmste," sagte er zu sich.

Des andern Morgens nahm er sein Skizzenbuch und ging an's Werk.

Als er des Abends den Musikanten seine neue Schöpfung vorlegte, riefen Alle augenblicklich:

„Palmen!"

Es ward, zu seiner Freude, ihm Zweierlei klar. Einmal waren die Musikanten verständige Leute, und dann: Er war zum Palmenmaler geschaffen.

Der Wirth des Gasthofs aber, welcher über Martin's Schulter in's Skizzenbuch geblickt hatte, sagte:

„Ei, wie ich sehe, ist der Herr ein Künstler.

Wenn Sie geneigt wären, eine Stelle anzunehmen, könnte sich Rath finden."

Martin, welcher, um sich Nichts zu vergeben, geantwortet hatte, wenn er eine, seinen Kenntnissen und seinen Leistungen entsprechende Stellung erhalten könne, so sei er vielleicht nicht abgeneigt, eine solche anzunehmen, erfuhr nun, daß ein deutscher Naturforscher, welcher sich bereits einige Zeit in Rio aufhalte, einen Künstler suche, welcher Thiere, Pflanzen und Landschaften für ihn zeichne.

„Ich will," sagte der Wirth, „noch heute Abend mit dem Doktor sprechen; Sie können vielleicht schon morgen den Mann besuchen."

Wir sehen wirklich schon des folgenden Tags Martin, in Begleitung eines Negers, welcher ihm den Weg zeigte, sich nach der Wohnung des Naturforschers begeben, welche sich, etwa eine halbe Stunde von der Stadt entfernt, in einem jener reizenden Thaleinschnitte des Corcorado befand, in welchen man, umgeben von der üppigsten Pflanzenwelt der Tropen, dennoch auch eine prachtvolle Aussicht hat auf Stadt, Hafen und Meer.

Das kleine, nur aus einem Erdgeschosse bestehende Haus war halb versteckt in einem riesigen Blumenstrauße von Bignonien, und von Palmen

überragt, und die leichte Umzäunung desselben, sowie die eigentliche Hausthür stand offen.

Martin nahm dem Schwarzen seine Skizzenbücher ab, gab ihm eine kleine Kupfermünze und entließ ihn, gnädig nickend. Dann trat er ein.

Auch die Thür eines Gemaches links des Eingangs stand offen, und aus demselben trat jetzt ein Mann mittlerer Größe, und vielleicht Anfangs der vierziger Jahre, mit dunklem Haar, schwarzem Schnurrbart und braunem, sonnenverbranntem Antlitz. Seine Bekleidung bestand einfach aus Beinkleidern von ungebleichtem Leinenzeuge und einem farbigen Hemde, dessen Aermel bis über den Elbogen aufgestülpt waren.

Im Munde hatte der also beschaffene Mann eine halblange Pfeife, unverkennbar deutschen Ursprungs, aus welcher er mächtig dampfte.

Er rief Martin sogleich an:

„Aha, Sie sind sicher der deutsche Maler, von welchem mir der Wirth da drinnen sagte; schön, freut mich! Rauchen Sie?

Hierauf führte er Martin in die Stube und gab ihm eine gestopfte Pfeife, um sogleich, wie er sagte, die Friedenspfeife mit ihm zu rauchen; dann setzte er, ohne Martin viel' zu Worte kommen zu

lassen, diesem auseinander, was er eigentlich von ihm wolle.

Diese Zeit wollen wir benutzen, um uns ein Wenig im Zimmer des Naturforschers umzusehen.

Es bot dasselbe vor Allem zwei Reihen offenstehender, und blos mit einem hölzernen Gitterwerke versehener Fenster, dann zwei Wände.

Die eine dieser Wände war mit Vogel- und Säugethierbälgen und Schlangenhäuten bedeckt, und ähnliche Gegenstände hingen an der, mit Fäden bespannten Decke.

Auf einem langen Tische von Graüna-Holze lagen Stöße von Pflanzen zwischen Löschpapier, und andere Pflanzen befanden sich daneben noch unter der Presse, und beschwert mit Mineralien und Erzstufen. Dazwischen lagen indianische Waffen, Käferschachteln, Schmetterlingskästen, ein chirurgisches Besteck und einige chemische Geräthschaften.

Die zweite Wand war mit zwei Doppelflinten, einer Büchse, Pistolen, Jagdmessern, Fischnetzen, Schmetterlingsgarnen und einigen anderen Geräthschaften geziert, welche zweifelsohne auch zum Fange von Thieren oder zur Jagd dienen mochten, deren eigentliche Benützung aber dem Uneingeweihten nicht vollständig klar war.

In der Mitte des Zimmers endlich befand

sich ein großer Tisch, ebenfalls aus Graüna-Holz gefertigt, welcher zur Hälfte als Speisetisch zu dienen schien, da er noch die Reste eines Frühstücks trug, während man auf dem andern Theile zwei Menschenschädel erblickte, einige Drahtbehälter mit lebenden Schlangen, eine halb abgebalgte kleine Eule und, dicht neben dem Salzfasse und einem Teller mit Weißbrod, eine ziemlich große Büchse mit der Ueberschrift: Arsenikseife.

Martin hatte ebenfalls flüchtig alle diese Gegenstände gemustert, und jetzt schloß der Doktor Cläsius seine Rede, indem er sagte:

„Sie sollen mir also zeichnen, Alles, was wir nicht mitnehmen können, z. B. große Thiere in ihrer natürlichen Stellung, Affen und Indianer, Felsgruppen, Berge, Wasserfälle, Urwälder, kurz Landschaften und Staffage. Jetzt bitte ich um Ihr Skizzenbuch.“

Martin überreichte ihm dasselbe, indem er die gestern gezeichneten Palmen aufschlug.

Aehnlich dem Direktor in der Kunstschule runzelte aber jetzt auch der Doktor anfänglich seine Stirn, seine Wangen rötheten sich, und er machte unwillkürlich eine leichte Bewegung, dann aber schlug er andere Blätter auf, und endlich erhob er sich rasch von dem mit Büffelfell überzogenen

Kasten, welcher die Stelle eines Stuhls vertrat, und ging schnell an's Fenster.

Martin, welcher ihm mit den Augen folgte, sah, daß er dort auf eine unmäßige Weise Rauchwolken aus seiner Pfeife um sich blies, und mit dem ganzen Körper krampfhafte Bewegungen zu machen schien, nach einiger Zeit indessen wandte er sich wieder gegen unseren Freund, und sagte, indem er ihn aufmerksam ansah:

„Sie sind eines Duells halber aus Europa entflohen?"

„„Ja,"" erwiederte Martin kalt, und er sprach ja eigentlich wirklich die Wahrheit, wenngleich nur die buchstäbliche.

„Sie wollen eine gewisse Zeit hier bleiben und wissen nicht recht was beginnen?"

„„Ja,"" sagte Martin abermals, jedoch etwas weniger kühn als vorher.

„Nun denn, ich will Ihnen Etwas sagen, Ihre Zeichnungen sind — Ihre Skizzen — ich weiß nicht recht, wie ich mich ausdrücken soll, — Sie zeichnen, wie ich glaube, nicht — nicht flüchtig genug, wir wollen das sein lassen. Aber Sie sind ein kräftiger junger Mann und haben Muth. Ich bedarf eines solchen Begleiters auf meinen Jagd- und Streifzügen. Wollen Sie der sein? Sie

schlafen in dem Häuschen da, was ich gemiethet. Sie theilen mein frugales Mahl. Das Weitere wird sich finden. Wollen Sie?"

Er hielt ihm die Hand hin.

Ein muthiger Begleiter auf Jagd- und Streifzügen, dachte Martin, aber — er schlug ein.

Einmal besinnt man sich „draußen" rascher, als zu Hause, dann hatte er kaum einen andern Anhaltspunkt.

„Gut," sagte der Doktor, „abgemacht! und gleich morgen mache ich Ihnen ein Vergnügen, das Sie sich nicht geträumt haben. Aber jetzt wollen wir essen."

„Frau Müllerin!" rief er hierauf.

Ein lang gezogener Kehllaut ertönte von außen, und gleich darauf erschien eine alte, wahrhaft abscheuliche Negerin, welche einzig und allein mit einem rothen Röckchen und einem blauen, um den Kopf gewundenen Tuche bekleidet war.

„Frau Müllerin," sagte der Doktor, „dieser Herr speist heute, und in der Folge, täglich bei mir, legen Sie noch ein Couvert auf."

Die Negerin stand stumm und blickte unverwandt in des Doktors Auge.

Aber dieser näherte jetzt seine Hand dem Munde, und machte die Bewegung des Kauens.

Hierauf zeigte er auf Martin und auf sich, und hielt dann zwei Finger in die Höhe.

Die Frau Müllerin machte jetzt einen freudigen Luftsprung und rief:

„„Oh! fressen, Eine, Zwei!““ dann verschwand sie.

„„Diese Person heißt Frau Müllerin?““ sagte Martin ganz erstaunt.

„Ja,“ versetzte der Doktor ruhig, „so heißt sie, es ist meine Haushälterin. Ich erkläre Ihnen das Verhältniß ein andermal.“

Hierauf zeigte er Martin seine Schlafstelle und die Umgebung des Hauses, dann speiste man, und wie dieser fand, gar nicht übel, und nachdem gegen Abend Martin's Habe nach seiner neuen Wohnung gebracht war, fand er sich vollständig eingebürgert in der Behausung des Herrn Doktor Cläsius.

Es geht das nicht anders in der Fremde, und so rasch man einen Entschluß faßt, so schnell ist man dessen Ausführung gewohnt.

Der Doktor zeigte Martin im Laufe des Tages noch einige Vortheile und Handgriffe im Abbalgen erlegter Thiere, dann ging man, der Landessitte entgegen, zeitig zur Ruhe; „denn,“ sagte der Doktor, „morgen vor Tagesanbruch sind wir schon im Walde und gehen auf das Vergnügen

los, was ich Ihnen versprochen habe, Sie Eisenfresser! Sie werden zufrieden sein." —

Es war immer noch dunkel, als sich des andern Tages Martin, der Doktor und dessen Haushälterin schon über eine Stunde im Walde befanden.

Man verfolgte eine Zeit lang den angenehmen und bequemen Weg, welcher, längs der Wasserleitung, auf den Corcovado führt, dann aber stieg man eine Strecke steil bergan, und endlich einen jähen Abhang hinab. Beim Grauen des Tages konnte Martin jetzt wahrnehmen, daß Frau Müller, welche voranschritt, schwer beladen war.

Sie trug ein Tau, verschiedene zugespitzte eiserne Stangen mit Widerhaken, einen gefüllten Sack, und endlich einige, sechs bis acht Fuß lange, gabelförmige Holzstücke auf dem Rücken.

Alles dies hinderte aber die Negerin nicht, rasch und behende vorwärts zu schreiten, und Martin, welcher, außer einer Doppelflinte, mit Nichts belastet war, hatte Mühe, ihr zu folgen, und strauchelte nicht selten über Wurzeln, Steine und Stämme, über welche die Schwarze geräuschlos hinwegglitt.

Der Doktor machte den Beschluß des Zuges, der sich still fortbewegte, als befinde man sich auf indianischen Kriegspfaden.

Martin hatte seine eigenen, hierauf bezüglichen Gedanken. „Zwei Schädel hat er zu Hause stehen,“ dachte er, „vielleicht will er sich einen dritten holen, und irgend einen wilden Stamm angreifen. Er will mir ein Vergnügen machen, sagte er gestern; aber er täuscht sich bedeutend, wenn er bei solchen Einfältigkeiten auf meine Hülfe rechnet. Ich brenne durch, wie ich des ersten Wilden ansichtig werde.“

Nachdem man sich etwa drei Stunden auf dem Wege befunden hatte, war der Tag vollständig angebrochen, und die Caravane bewegte sich durch ein dichtes Gestrüpp, durch welches aber dennoch eine Art Pfad zu führen schien.

Jetzt hob die Negerin die Hand, als gebiete sie Stillstand, und lief eine Strecke voran; dann kehrte sie wieder um, der Zug bewegte sich schweigend weiter; nach einigen Augenblicken aber befand man sich im Freien, und sah, in einer kurzen Entfernung, einen kleinen Fluß, welcher geräuschlos und langsam seine Bahn verfolgte. Man ging jetzt raschen Schrittes auf eine Felsengruppe am diesseitigen Ufer zu, und fand dort, versteckt unter Steinen und Pflanzen, ein kleines, aus einem Baumstamme verfertigtes Boot.

Die Schwarze warf ihre Last zur Erde und

zeigte triumphirend auf das Fahrzeug, der Doktor aber sagte mit großer Zufriedenheit:

„Die Müllerin ist eine brave und sehr brauchbare Person.“

Dann bedeutete er Martin, in's Boot zu steigen und am Vordertheile Platz zu nehmen, und als dieser mechanisch gehorcht hatte, warf man die mitgebrachten Geräthschaften in die Mitte des Fahrzeuges, und der Doktor nebst seiner Haushälterin nahmen im Hintertheile Platz.

Hierauf fuhr man stromabwärts, während Frau Müller mit einem leichten Ruder theils den Lauf des Bootes beschleunigte, theils demselben die Richtung gab.

Vielleicht fünfzig Schritte von beiden Ufern entfernt, begann der Wald, dichtes Buschwerk und riesenartiges Gesträuche, nur hier und da überragt von mächtigen Stämmen; bis dorthin aber waren die Ufer flach, sandig, und hier und da mit Felsenstücken und mit vom Wasser angetriebenen Baumstämmen bedeckt.

Der Doktor befand sich offenbar in der rosenfarbensten Laune. Er rauchte wacker, und sagte, nachdem man ein Weilchen gefahren, mit gedämpfter Stimme zu Martin:

„Bleiben Sie jetzt ruhig sitzen, und lassen Sie

sich nicht von der Hitze fortreißen, wenn wir des Feindes ansichtig werden. Diese Art Canoe, deren sich schon die alten Tupinambas bedienten, schlagen bei jeder ungeschickten Bewegung um, und obgleich wir alle gute Schwimmer sind, so wäre dies doch der Gewehre halber unangenehm. Jetzt still! Ich theile Ihnen unsern Schlachtplan sogleich mit."

Martin hätte ohne Zweifel auch ohne diese Aufforderung geschwiegen, denn die Zunge klebte ihm am Gaumen.

Leichtsinnig war er in's Boot gegangen, mechanisch eigentlich, ohne zu überlegen; jetzt, jetzt war der Feind, die Wilden, in der Nähe, der Kampf sollte in wenig Minuten beginnen, und rechts und links war Wasser. Er konnte sich nicht auf die Flucht begeben, mit dem besten Willen nicht, und wenn er sich rührte, schlug das Boot um. Schwimmen? Wir sind alle gute Schwimmer, hatte der gewissenlose Doktor gesagt! Er, Martin, war nie in seinem Leben im fließenden Wasser gewesen!

„Halt," sagte der Doktor leise, „dort!" Er zeigte auf eine, mit Wasserpflanzen bedeckte Bucht des Flusses, „dort, Frau Müllerin," fuhr er fort, indem er die Angeredete auf die nackte schwarze Schulter pätschelte, „ich kaufe Ihr ein Hemde!"

„„Una camisa,““ erwiederte diese freudig.

Martin hatte sich nicht umgedreht, die bezeichnete Stelle lag hinter ihm, und das Boot hätte umschlagen können. Er war entschlossen, sein Leben so lange zu fristen, als es immer anginge, sei es auch nur eine Minute. Immer besser, wenn die Wilden ihn erst nachher tödteten, als wenn er gleich jetzt ertrinken würde.

Die Frau Müllerin gab jetzt einen leisen Kehlton von sich.

„Jacarè,“ sagte sie, auf zwei, drei Stellen im Fluß deutend.

Jetzt blickte auch Martin nach dem bezeichneten Orte, und sah zwischen den Blättern einer Nymphäa, einen grauen Gegenstand unbeweglich im Wasser liegen. Dann sah er Augen an diesem Gegenstande. Augen! O, mein Gott, ein Kopf, Wilde, wahrscheinlich vom Stamme der Jacaren.

Die Frau Müllerin hielt jetzt das Boot an, und der Doktor sagte hastig, aber leise, mit abgestoßenen Sätzen:

„Krokodile! Crocodilus sclerops! halten am Ufer, im Wasser nicht. Sie gehen mit der Müllerin an's Land, dort liegen solche Bestien in der Sonne. Ich schieße. Sie stürzen sich auf das verwundete Thier, werfen ihm die Harpune in die

Weichen, oder, wollen Sie lieber, fixiren Sie es mit der Gabel. Die Müllerin fängt's ab. Rasch, es ist keine Zeit zu verlieren!"

Das Boot war schon gewendet und strich dem Ufer zu. Martin stieg aus. Es war ihm, trotz Angst und Schrecken, fast lächerlich, daß e r sich auf ein Krokodil „stürzen" solle. „Mir läuft es gut," dachte er, „aber zum Glücke ist keins da."

Der Doktor war schon wieder eine Strecke weit im Flusse, und Martin stand vielleicht fünf und zwanzig Schritte vom Ufer entfernt, auf dem Sande, auf welchem hier und da einzelne graue Baumstämme lagen.

Die Negerin hatte in einiger Entfernung von ihm Posto gefaßt, nachdem sie ihm die Leine mit dem spitzigen Eisen und eine der Holzgabeln in die Hände gegeben.

Plötzlich warf der Doktor sein Ruder in's Boot, legte sich vorwärts und zielte nach der Gegend hin, wo Martin stand. Dieser zog unwillkürlich den Kopf zwischen die Schultern, und krümmte den Rücken, aber der Doktor gab Feuer, und jetzt sah Martin, zu seinem unbeschreiblichen Entsetzen, einen der vermeintlichen Baumstämme, in gerader Linie auf sich herankommen.

Es war ein Jacarè, ein Krokodil, welches der

Doktor mit Absicht in die Seite geschossen hatte.

„Gabeln Sie's, Vollbart, gabeln Sie's," rief der Doktor in höchster Aufregung.

Aber Martin, der das Thier, welches stark blutete, immer näher auf sich zukommen sah, schrie mit zitternder Stimme:

„„Zu Hülfe, Frau Müllerin! Zu Hülfe, ich kann nicht — gabeln.""

Die Negerin rührte sich nicht von der Stelle, aber das Jacarè, trotz seiner Verwundung, ohne Zweifel durch Martin's Geschrei erschreckt, wendete sich seitwärts und bot seine einzige verwundbare Stelle, die Seite, abermals dem Doktor, der jetzt wieder Feuer gab.

Offenbar war das Thier schwer getroffen, aber trotzdem hätte es dennoch wahrscheinlich den Fluß erreicht und wäre für den Doktor verloren gewesen, hätte nicht die Negerin sich jetzt auf dasselbe geworfen, und hätte ihm ihre Harpune in die Weichen gebohrt.

Dann lief sie mit der Leine landwärts, und Martin folgte ihr augenblicklich, da er es zweckmäßig fand, sich so weit als möglich von der Bestie zu entfernen, welche wüthend mit dem

Schweife den Sand peitschte und auf eine furchtbare Weise um sich biß.

Der Doktor war mittlerweile auch an's Land gekommen und half den Beiden das Jacarè noch etwas weiter vom Ufer hinwegzuziehen, wobei Martin wacker Hand an's Werk legte, da seine anfängliche Befürchtung, das Thier werde umkehren und diejenigen angreifen, welche es zu halten suchten, sich als grundlos erwies.

Nachdem nun endlich die Bewegungen desselben immer schwächer geworden waren, tödtete es die Negerin, indem sie ihm mit einem kleinen Beile die Kehle einhieb, man brachte dasselbe nun in's Boot und trat hierauf den Heimweg an.

Da Martin jetzt wußte, daß der so stille und ruhig dahin strömende Fluß mit seinen reizenden kleinen, mit Nymphäen bedeckten Buchten, perfid genug war, Krokodile zu beherbergen, hielt er sich noch ruhiger als vorher; nachdem man aber das Land betreten hatte, machte er sich nützlich nach Kräften, und trug große Strecken das ziemlich schwere, beinahe sechs Fuß lange Thier allein, während der Doktor und die Negerin, wenn sie ihn ablösten, zu Zweien wacker zu schleppen hatten.

Der Doktor blickte mit Wohlgefallen auf ihn,

und belobte ihn, während man einen Halt machte und ausruhte, seiner Stärke halber, dann fragte er ihn aber: „Warum haben Sie denn den Burschen nicht mit der Gabel festgehalten, bei Ihrer Stärke wäre das ein Kinderspiel gewesen?"

Martin entschuldigte sich und sagte, er habe von Jugend auf einen unüberwindlichen Abscheu vor Amphibien gehabt.

„A ha," sagte da der Doktor, Idiosynkrasie, ich dachte mir das gleich, aber merkwürdig ist es, daß das todte Thier Sie nicht genirt."

Martin murmelte etwas Unverständliches, und da man sich wieder auf den Weg machte, wurde nicht weiter von der Sache gesprochen.

Es war schon gegen Abend, als man endlich, in einer Entfernung von einigen Hundert Schritten, die Wohnung des Doktors vor sich liegen sah.

Der Doktor war schon einige Zeit hindurch auffallend schweigsam gewesen, jetzt blieb er plötzlich stehen, sah Martin ernsthaft an, und sagte dann:

„Herr Vollbart, wir müssen uns trennen!"

Martin erschrak auf's Höchste:

„„Um Gotteswillen, warum denn,"" fragte er, „„wegen des Krokodils, wegen der Idiosynkrasie, oder wie Sie es nennen?""

„Nein," erwiederte der Doktor, „bewahre, im Gegentheil, das wäre schon recht, nein, es ist ein anderer Grund."

Man schritt wieder vorwärts, und Martin, der das Jacarè trug, hoffte, daß sein Principal sich doch vielleicht noch besinnen werde.

Dieser sprach halblaut mit sich selbst:

„Die Jagd auf das Krokodil hätte herrlichen Stoff gegeben, aber man mußte da schon allenthalben abbrechen. Keine Gegend-Schilderung, Nichts! Mit dem Thiere da hätte man sich durch drei Bogen herumbalgen können, so blos zwei Kugeln, und fertig! Es ist infam, ärgerlich, aber es ist dies schon der dreißigste Schriftbogen, die Geschichte wird zu lang! Es ist mir wegen Leipzig, und dem Verleger! es geht nicht anders."

Martin, der dies wohl hörte, dachte, der Doktor sei plötzlich verrückt geworden.

„„Was hat er mit Leipzig, hier mitten in Brasilien,"" sagte er zu sich selbst, „„was will er mit den Schriftbogen? Was sind das wieder für Bogen, in welchen er sich mit der Bestie da hat herumbalgen wollen? Er ist bei Gott übergeschnappt! Ich will ihm recht gute Worte geben, solche Leute behandelt man mit Höflichkeit am Besten.""

Als man an der Umzäunung des Häuschens

stand, legte Martin das Krokodil auf den Boden, und sagte demüthig:

„Herr Doktor, wenn Sie erlauben" — —

„„Adieu,"" sagte der Doktor, indem er in's Haus ging.

„Aber wo soll ich denn heute Nacht schlafen?" versetzte Martin weinerlich.

„„Ist mir gleichgültig, Sie brauchen überhaupt gar nicht mehr zu schlafen, denn,"" setzte er mit erhobener Stimme hinzu:

„Die Geschichte hat hier ein Ende."

Dann schloß er die Hausthür, und Martin Vollbart schlug gesenkten Hauptes den Weg nach Rio ein, auf welchem er bald im Dunkeln verschwand.

Lande, legte Martin den Rucksack auf den Boden, und sagte demüthig:

„Herr Doktor, wenn Sie erlauben" — —

„„Nun,“ sagte der Doktor, „nehmen Sie das Compliment.“

„Aber wo soll ich denn heute Nacht schlafen?“ erwiederte Martin zuversichtlich.

„„Ist mir gleichgültig, Sie brauchen überhaupt nicht auf einer solchen Reise““, sagte er mit erhobener Stimme gleich:

„Die Welt ist ein Narrenhaus.“

[illegible]

Die Geschichte von der schönen Melusine.

„Herr Jesus," sagte des andern Morgens Martin zum Doktor, „die Frau Müllerin hat sich draußen ein Stück von dem Krokodil auf Kohlen gebraten, und schmaust davon mit dem größten Behagen. Wir werden doch wahrhaftig heute bei Tische nicht auch — —"

„„Nein,"" erwiederte der Doktor, „„ich habe zwar schon früher auch davon gegessen, aber es schmeckt mir nicht. Es riecht zu stark nach Moschus, aber die Neger schwärmen dafür. Was uns betrifft, so werden wir heute andere, ganz herrliche, Dinge zu essen bekommen,"" setzte er freundlich hinzu, „„die Müllerin wird ihr Möglichstes thun, damit wir das Fest unserer Wiedervereinigung, und den Anfang einer neuen Geschichte würdig feiern können.""

Martin erwiederte Nichts, sondern fuhr eifrig in seiner Beschäftigung fort, welche darin bestand,

die Haut des Jacarè von kleinen, noch anhängenden Fleisch- und Fetttheilen zu reinigen. Für sich aber dachte er:

„Es rappelt wieder."

Der Dokter sah ihn lächelnd von der Seite an und sagte:

„„Ich errathe Ihre Gedanken, Sie sind vollständig im Unklaren, warum ich Sie gestern zum Teufel geschickt, und wissen eben so wenig, wie, und auf welche Art, Sie heute wieder bei mir sind. Ja, Sie wissen nicht einmal, wo, und wie Sie die Nacht zugebracht haben. Habe ich's getroffen?""

Martin mußte gestehen, daß dies der Fall sei.

„„Lassen Sie sich das nicht anfechten,"" fuhr der Doktor fort, „„vielleicht geht es manchen anderen Leuten auch so. Die Hauptsache ist aber, daß wir jetzt einen neuen Titel haben, uns ausbreiten können, und noch ferner allerlei tolles Zeug zusammen vollführen dürfen.""

In diesem Augenblicke trat die Frau Müllerin mit der Suppe ein.

Martin ging auf die Ideen des Doktors ein.

„Bleibt denn Die auch bei uns in der neuen Geschichte," fragte er schüchtern, indem er mit dem Finger auf die Negerin zeigte.

„„Freilich,““ versetzte der Doktor, „„freilich bleibt sie bei uns, und bleibt auch, was eine Hauptsache ist, so gut wie Sie und ich, ganz die Alte. Und das ist schon Etwas, denn nicht alle Leute bleiben die Alten, wenn's neue Geschichten giebt, oder wenn sie einen Titel bekommen, so wie wir. Aber jetzt kein Wort mehr von diesen Dingen, sondern zu Tische.““

Martin mußte sich gestehen, daß die Frau Müller eine treffliche Köchin war, und daß er seit langer Zeit nicht mehr so ausgezeichnet gespeist.

Manche Speisen waren ganz auf deutsche Art und Weise bereitet, andere waren wieder so eigenthümlich, so sonderbar von Form und Geschmack, daß man kaum zu errathen vermochte, welcher Thierklasse das Individuum angehören dürfte, das man so eben verzehrte.

Dann entwickelten die Gemüse, bei einer Größe und Ausbildung, die für uns fast unglaublich ist, einen Wohlgeschmack, welcher Martin begeisterte.

Und die Früchte, welche bereits zwischen den Schlangen und Schädeln aufgestellt waren! Welche Trauben, welche Pfirsiche, welche Riesen von Orangen, von Ananasen und anderen bekannten und unbekannten pomologischen Leckerbissen.

Hätte Martin bereits auf dem Victualienmarkte

von Rio Studien gemacht, so wäre er heute ohne Zweifel weniger erstaunt gewesen, denn in der That ist dort, ein Reichthum von Quadrupeden, Vögeln und Fischen ausgestellt, eine solche Unzahl von Krebsen aller Art, von eßbaren Muscheln, von riesigen Gemüsen und duftenden Früchten, daß mit weniger Mühe ein lucullisches Mahl zu erwerben ist.

Dazu trank man Lissabon=Wein.

„„Eine Sorte,““ sagte der Doktor, „„aber gut und — hinreichend. Recht oder gar nicht! Ich trinke gewöhnlich blos Wasser bei Tische, fängt man aber mit Wein an, so muß man den Rappen laufen lassen!““

Wie eine jede Köchin, sei sie nun schwarz oder weiß, so blickte auch die Frau Müllerin, wohlgefällig schmunzelnd, auf den Doktor und Martin, weil Beide so wacker einhieben, und der Letztere, dem die gute Kost zum Herzen gestiegen war, wie anderen Leuten der Wein zum Kopfe, lobte ihre Kochtalente auf eine fast leidenschaftliche Weise.

„Wo haben Sie, verehrungswürdiger Doktor und schätzbarer Gönner, nur diese perfecte Köchin, die Frau Müller, her,“ sagte er, „das ist ein wahres Juwel. Ich vermuthe, wie es der Name anzeigt, daß es eine Wittwe ist, eine Madame

aus Europa, welche als zartes Kind von Afrika aus dort hingebracht worden, hierauf unterrichtet und eingeweiht in alle Geheimnisse der Kochwissenschaft, sich später dort verehelicht hat mit einem gewissen Herrn Müller, und nachdem dieser wackere Mann das Zeitliche gesegnet — —"

„„Quod non,"" unterbrach ihn der Doktor, was sind das für Phantasien! Ich habe die Frau Müllerin einfach gepachtet.""

„Gepachtet?"

„„Freilich. Man geht hier zu Lande zu einem Sklavenhalter, und miethet sich auf eine gewisse Zeit so viele Neger, als man bedarf oder eben will. Für die Müllerin zahle ich monatlich achttausend Rëis.""

Martin schlug die Hände über dem Kopfe zusammen:

„Achttausend Rëis!"

„„Geduld,"" sagte der Doktor, „„das sind, den Thaler zu tausend Rëis gerechnet, nach unserm Gelde etwa zwanzig Gulden. Hätte ich eine junge genommen, so hätte ich den doppelten oder dreifachen Preis zahlen müssen. Ich will sie aber blos zum Kochen, verstehen Sie, und so häßlich sie auch ist, das kann sie, sie war früher als Haussklavin bei einem reichen Kaufherrn.""

„Es muß aber doch ein Geheimniß obwalten,“ sagte Martin, „wo ist ihr Gemahl, der Herr Müller, hat sie Kinder? Sie versprachen mir früher, das Verhältniß aufzuklären, wenn ich nicht irre.“

„„Kinder hat sie ohne Zweifel,““ versetzte der Doktor, ob sie aber sich je im Stande der heiligen Ehe befand, ist mir vollständig unbekannt. Der Herr Müller! Tollheiten! Ich nenne sie blos „Frau Müllerin,“ weil wir zu Hause, in Deutschland, in meinen Kinderjahren eine Haushälterin hatten, welche so hieß, und weil man hier, wo ohnedies Alles ausländisch ist, doch eine vaterländische Erinnerung um sich haben muß. Deshalb spreche ich die Alte auch immer Deutsch an, obgleich sie nur ein paar Worte versteht, und wenn das abgemacht ist, verständige ich mich mit ihr durch Zeichen. Aber was ziehen Sie plötzlich solch' ein furchtbares Gesicht.““

„Ich habe ein Beinchen bekommen,“ sagte Martin, welcher sich mittlerweile über eine Schüssel unbekannten, aber höchst angenehm duftenden Inhalts gemacht hatte.

„„So legen Sie's weg,““ erwiederte der Doktor, „„was liegt denn an einem Knöchelchen?““

„Es ist kein Knöchelchen,“ rief Martin, indem

er den Doktor entsetzt ansah, „es ist ein Bein, ein Fuß, ein Käferbein!"

Der Doktor legte den Gegenstand, den ihm Martin reichte, auf die flache Hand, zog eine Loupe hervor und betrachtete ihn aufmerksam. Dann sagte er belehrend:

„„Dies ist bestimmt kein Käferbein, es scheint das Bein einer Fliege zu sein. Nein, warten Sie,"" fügte er hinzu, nachdem er nochmals durch sein Glas geblickt hatte, „„es ist das Bein einer Ameise.""

Aber Martin hatte, während der Doktor seine Beobachtungen anstellte, mit der Spitze seines Messers die auf seinem Teller befindliche Speise ebenfalls sorgfältig untersucht.

„O Gott! O Gott!" rief er jetzt, „da sind ja auch Köpfe und eine Unzahl von solchen Beinen. Es sind geschmorte Würmer! O Gott! und ich habe schon viel davon gegessen."

„„Würmer mit Beinen!"" sagte der Doktor verweisend, „„das ist ein grober Irrthum. Würmer besitzen keine Beine! aber wir wollen sogleich sehen. Frau Müllerin!""

Im andern Augenblicke stand die Gerufene in der Stube.

„„Liebe Frau Müllerin, was hat Sie uns denn da Gutes vorgesetzt?““

Die Negerin blickte starr in des Doktors Auge. Dieser schlug jetzt mit dem Messer leicht auf den Rand der fraglichen Schüssel und sagte:

„„Was?““

„Tanachuras!“ rief die Frau Müller leuchtenden Auges. „O, fangen alle selbst.“

„Fangen!“ stöhnte Martin, „fangen! es ist also wirklich ein Ungeziefer. O, pfui Teufel! Was ist denn das, Tanachuras?“

„„Es ist,““ sagte der Doktor, „„eine unserer größten Ameisen, mit außerordentlich starkem und dickem Hinterleibe, welche an verschiedenen Orten Brasiliens, besonders aber in Minas Geraës, vorzugsweise in Fett geröstet, gerne gespeist wird. Die gute Müllerin ging ohne Zweifel deshalb heute früh so zeitig in den Wald, um uns mit recht ausgesuchten Exemplaren bedienen zu können.““

Martin entfernte sich hastig, und kehrte nach einiger Zeit, sehr blaß und angegriffen aussehend, zurück.

Wir können nicht mit Sicherheit behaupten, daß während seiner Abwesenheit der Doktor eine allzugroße Menge Tanachuras zu sich genommen

habe, aber als Martin ihm wieder gegenübersaß, sagte er aufmunternd:

„„Ach was! Man muß der Empfindung des Ekels durch die Phantasie Herr zu werden suchen. Bilden Sie sich ein, Sie hätten kleine Klößchen gegessen.““

Martin hob flehend die Hände empor, und bat, nicht mehr von dem bewußten Gegenstande zu sprechen.

„Schon der Gedanke daran, dreht mir alle Eingeweide im Leibe um,“ sagte er.

Der Doktor zuckte die Schultern, gegen Abend aber gingen Beide zusammen zur Stadt, um, wie der Doktor sagte, Martin auf andere Gedanken zu bringen.

Es vergingen jetzt einige Wochen, während welcher wenig Bemerkenswerthes vorfiel, und Martin hatte sich bei seinem Gönner in ein ganz behagliches Leben hineingelebt. Vom Zeichnen und Malen war auch nicht weiter die Rede, und als Martin einmal zufällig die Skizzenbücher des Doktors in die Hand bekam, mußte er sich stillschweigend gestehen, daß dessen Zeichnungen besser als die seinigen seien. Beim Abbalgen erlegter Thiere, beim Formatisiren von Mineralien, bei dem Fange, dem Aufstecken und Spannen von Käfern und

Insekten leistete er hingegen dem Doktor gute Dienste, und machte sich die nöthigen Handgriffe bald zu eigen.

Auch war er, wider Erwarten, in kurzer Zeit ein ziemlicher Schütze geworden, und erlegte, auf den häufigen Ausflügen in die nächste Umgebung, manches brauchbare Exemplar.

Den Abend schlenderten Beide dann meist nach Rio, wo sich Martin an dem Anblicke der mit Juwelen überdeckten Damen ergötzte, obgleich er weniger, als andere junge Leute seines Alters, sich zu den Frauen hingezogen fühlte, namentlich zu denen in Rio de Janeiro.

Er hatte schon zu Hause Mancherlei gelesen und gehört von dem rachsüchtigen Wesen der Männer, und der erschrecklichen Eifersucht der Frauen.

„Nein," sagte er zu sich selbst, „ich will so wenig als möglich zu thun haben mit diesen Weibsleuten. Es ist meine Sache nicht, mit einem sogenannten schleichenden Gifte im Leibe hier herumzulaufen, oder gar des Abends einmal, von Dolchstichen durchbohrt, nach Hause zu kommen."

Der Doktor schien weniger scrupulös in dergleichen Dingen, und unternahm, einfach in Begleitung zweier mit Elfenbein geschäfteter Taschen-

pistolen, mancherlei kleine nächtliche Kreuz- und Querzüge in die weniger besuchten Theile der Stadt. Auch blickte er mit vieler Keckheit den geschmückten Damen in die Augen, während Martin die seinigen zu Boden schlug, wenn eine Sennorita ihn flüchtig fixirte.

Ueberhaupt schien der Doktor mancherlei Bekanntschaften zu haben, über welche er mit Martin nie sprach, obgleich er in anderen Dingen wenig Rückhalt hatte, und nicht selten bat er denselben, irgend ein Briefchen für ihn zu besorgen, oder auch wohl einen mündlichen, lakonischen und unverständlichen Auftrag auszurichten.

So standen Beide einmal des Nachmittags an der Treppe des Hafens, und der Doktor schien diesmal seine Blicke mit besonderer Aufmerksamkeit auf die neuangekommenen Schiffe zu richten.

Plötzlich zog er ein kleines Fernglas hervor, und sah aufmerksam nach einem Punkte hin. Hierauf reichte er das Glas Martin, machte denselben auf ein kleines Schiff aufmerksam, welches weit außen im Hafen lag, und sagte:

„Sehen Sie den schwarzen Burschen dort?"

Martin bejahte.

„Trauen Sie sich zu, morgen dieses Schiff wiederzufinden?"

„„Wenn's noch an derselben Stelle liegt, gewiß!"“

„Gut.“

Des andern Morgens, noch vor dem Grauen des Tages, gab der Doctor Martin ein kleines Zettelchen, auf welchem blos die Worte:

„Atpatoy? Tschauaum? C.“

standen, und sagte:

„Nehmen Sie ein Boot, fahren Sie nach dem bewußten Schiffe, und geben Sie dem Capitain dies Papier. Sprechen Sie Nichts, oder nur so wenig als möglich, gehen Sie, sobald Sie die Antwort haben, wieder von Bord, und erstatten Sie mir sogleich Bericht.“

Martin ging und hatte unterwegs ein kleines Abenteuer, welches wir, aus gewissen Gründen, berichten müssen.

Im Hafen von Rio liegen stets eine Anzahl Boote, je mit zwei Negern bemannt, welche, gegen verhältnißmäßig billigen Preis, jeden Augenblick, auf jede beliebige Zeit gemiethet werden können.

Im Vordertheil des Bootes sitzen die beiden rudernden Neger; der Miether nimmt im Hintertheile Platz, und steuert mittelst zweier Stricke, welche er mit beiden Armen regiert, ohne das Steuer selbst zu sehen, da er demselben den Rücken kehrt.

Sobald der jeweilige Herr des Bootes Platz genommen, beginnen die Schwarzen zu rudern, unbekümmert, wohin die Fahrt geht, denn das ist die Sache des steuernden Herrn; indessen ist dabei zu bemerken, daß die Geschwindigkeit der Fahrt bedeutend vermehrt wird, wenn der Steuernde zufällig ein Stück Zuckerrohr von einigen Fuß Länge, eine Reitpeitsche oder einen verwandten Gegenstand mit sich führt.

Martin bestieg ein solches Boot, die Schwarzen brachten ihn, mit einigen kräftigen Ruderschlägen, rasch aus dem Gewirre der übrigen Boote und größeren Fahrzeuge, und erst jetzt begriff Martin, daß er steuern müsse, um die gewünschte Richtung nach dem schwarzen Schiffe einzuschlagen, welches allerdings noch an derselben Stelle, wie gestern, lag.

Er hatte nie vorher ein Steuer gehandhabt; allein indem er abwechselnd an einem oder dem andern der beiden, vorhin erwähnten Stricke zog, hatte er bald das Geheimniß ergründet, sein Boot nach rechts und links zu führen, und indem er stets sein Ziel im Auge behielt, befleißigte er sich zugleich, damit allerlei Wendungen zu machen und sich im Steuern zu üben.

Das Boot schien ihm höchst fest und sicher ge-

baut, die See im Hafen war wie ein Spiegel; es war also Nichts zu fürchten, und dabei ruderten die Neger wie wahnsinnig, weil Martin sich zufällig kurz vorher ein langes Stück Zuckerrohr gekauft, dessen süßen Saft er, der Landessitte gemäß, später auszusaugen sich vorgenommen hatte.

Jetzt aber machten ihm die beiden Neger plötzlich warnende Zeichen, welche rasch in den Ausdruck der höchsten Angst übergingen, und von einer Menge, ihm vollständig unverständlicher, Ausrufungen begleitet waren.

Martin begriff, daß eine Gefahr im Anzuge, aber er wußte nicht, welche, und wohl wäre auch ein Anderer, als er, an seiner Stelle erschrocken. Daß dies aber bei ihm in sehr hohem Grade der Fall war, läßt sich denken. Er rief den Negern so laut als möglich zu, ihm zu sagen, was es eigentlich gäbe; aber diese verstanden ihn so wenig, als er sie, und stießen blos heulende oder klagende Töne aus.

Da wurde ihm plötzlich das Wesen der Gefahr klar, und die Geschwindigkeit, mit welcher sie herankam, raubte ihm fast die Besinnung.

Während er das Boot seine Wendungen machen ließ, und gleichzeitig nach dem schwarzen Schiffe blickte, hatte er einen ziemlich großen Dampfer

übersehen, welcher brausend einherzog, und nur vielleicht noch hundert Schritte von seinem Boote entfernt war.

Er hatte eben noch so viel Besinnung, durch einen raschen Zug am Steuer seinem Fahrzeuge die Richtung nach rechts, die ausweichende, geben zu wollen; aber im Schreck zog er verkehrt, und das Boot flog, fast im rechten Winkel, gerade auf den Cours des Dampfers zu.

Die beiden Neger warfen jetzt ihre Ruder in's Boot und sich selbst mit dem flachen Leibe auf den Boden desselben, Martin aber sprang auf, ohne Zweifel mechanisch seinem Vorsatze getreu, bei jeder Gefahr schleunigst die Flucht zu ergreifen, obgleich diese jetzt in Wirklichkeit nicht auszuführen war.

In demselben Augenblicke sauste das Dampfschiff, in einer Entfernung von fünfzehn oder zwanzig Schritten, an ihnen vorüber, und das Boot wurde von einer mächtigen Welle hoch gehoben, senkte sich im nächsten Augenblicke eben so tief, und nachdem sich, in abnehmender Stärke, dies noch einige Male wiederholt, war die Gefahr vorüber.

Ein Ruderzug mehr, und das Boot wäre unbedingt übersegelt worden.

An Bord des Dampfers schrieen mehrere auf Deck befindliche Personen wie toll nach dem Boote zu, und drohten mit Stöcken, indem sie ohne Zweifel dieser tollkühnen Art, das Boot zu führen, Selbstmordgedanken, oder irgend eine andere schlimme Absicht zu Grunde legten.

Dies sah und hörte Martin wohl, indessen sah und hörte er nicht, daß von einem größern, mit zehn Schwarzen bemanntem Boote, welches, an seiner Linken, etwa hundert Schritte entfernt, hafeneinwärts fuhr, ihm laute Beifallsbezeigungen zugerufen, und mit weißen Tüchern lobende Grüße gesendet wurden.

Aber dieses Boot flog, wie gesagt, hafeneinwärts, während Martin, halb todt vor Schrecken, sich wieder niederließ, und jetzt, so gut er konnte, und ohne weitere Schwenkungen zu machen, direkt auf den Ort seiner Bestimmung zuhielt.

Als er sich dem Schiffe auf eine gewisse Entfernung genähert hatte, so daß man auf demselben seine Absicht, an Bord zu kommen, bemerken konnte, sah er, daß einige auf Deck befindliche Personen nach der Kajüte liefen, und gleich darauf aus den Luken etwa zehn andere Männer hervorkamen, welche sich längs der Schanzverkleidnng auf der Steuerbordseite gruppirten, der er sich näherte.

Aber man machte keine Anstalt, das Fallreff herabzulassen, und als er dicht angekommen war, rief man ihm in portugiesischer Sprache zu, er möge sich zum Teufel scheren.

Er war diesmal so glücklich, diese, von deutlichen Pantomimen begleitete, Aufforderung zu verstehen; da er aber seine Mission erfüllen mußte, so hielt er den Zettel des Doktors in die Höhe, und rief:

„Capitano!“

Nach einigem Besinnen wurde das Fallreff herabgelassen, und als Martin emporgeklettert, trat ihm ein Mann entgegen, welcher ihn einige Augenblicke aufmerksam musterte, und hierauf sagte:

„Deutscher? Engländer?“

„„Deutscher!““ erwiederte Martin, indem er zugleich seine briefliche Botschaft überreichte.

Dieser Mann, welcher sich indessen kaum durch Etwas vor den übrigen, an Bord befindlichen, schwarzgelben Burschen auszeichnete, mußte demnach der Capitain des Fahrzeugs sein, denn er nahm den lakonischen Brief des Doktors, las die beiden Worte, trat darauf an die Schanzverkleidung, und schrieb mit Bleistift eine eben so kurze Antwort, welche er, zusammengerollt, Martin einhändigte.

Hierauf zeigte er auf das Fallreff und sagte:

„A dio!“

Martin erwiederte dasselbe Wort, bestieg sein Boot wieder und steuerte heimwärts.

Als er aber so weit entfernt war, daß man ihn mittelst eines Fernrohrs, von Bord aus, nicht wohl mehr beobachten konnte, zog er den Zettel hervor und las denselben.

Er enthielt das einzige Wort:

„Tapetapocpay.“

„Was ist das für ein Unsinn," sagte Martin zu sich selbst, „Tapetapocpay! ich glaube, der Doktor sammt dem schwarzgelben, groben Kerl dort draußen, treiben Blödsinn, oder foppen mich."

Er erreichte nun ohne weitern Unfall das Land, und als er sich dem Landhause näherte, sah er den Doktor schon unter der Thür stehen, welcher ihn begierig zu erwarten schien.

„Waren Sie an Bord, haben Sie Antwort?" rief er ihm entgegen.

Martin bejahte, und übergab den Zettel.

Als der Doktor denselben gelesen, stampfte er mit dem Fuße, und rief zornig:

„Tapetapocpay! und ewig Nichts als Tapetapocpay! ich bin überzeugt, dieser faule portugiesische Hund ist zu träge, den Kerlen die Köpfe abzuschneiden, und wirft sie so in's Wasser!"

Entrüstet ging er in's Haus.

„Einmal," dachte Martin, „hätte mich um ein Haar das verwünschte Dampfschiff überfahren, dann war ich auf einem Schiffe, auf welchem man, wenn man fleißig ist, den Leuten die Köpfe abschneidet; ist man aber zur Arbeit eben nicht disponirt, die Passagiere, oder sonst wen, einfach in's Wasser wirft! Ein schöner Morgen, eine herrliche Einrichtung! O, Ihr Studentenphilister, Ihr könnt es vor Gottes Richterstuhl nicht verantworten, mich in dieses verwünschte Land gesprengt zu haben!"

Er folgte tiefsinnig dem Doktor.

Nach Tische sprach ihn dieser freundlich an.

„Sie sind auch ärgerlich wegen des Tapetapocpay," sagte er, „aber es hat dennoch so viel nicht auf sich. Wenn die Hitze kommt, die Fieber und dergleichen, wird's doch noch werden."

„„Ich weiß ja gar nicht,"" versetzte Martin kleinlaut, „„was das unsinnige Wort bedeutet.""

Der Doktor lachte.

„Ja so, daran dachte ich gar nicht. Nun aber hören Sie, ich will Ihnen eine Freude machen. Die Köchin, die Frau Müllerin, ist eine treffliche Person — — —

„„Hatten wir vielleicht heute des Mittags

wieder ein besonderes Gericht, ohne daß ich es wußte,"" sagte Martin erbleichend, „„Insekten oder Würmer?""

„Bewahre. Nein, ganz andere Dinge hat sie ausgekundschaftet. Etwa fünf oder sechs Stunden von hier ist eine Art Sumpf oder Röhricht. Neben den seltensten Wasserpflanzen, wimmelt es dort von Schlangen aller Art, giftig und nicht giftig, große und kleine. Haben wir Glück, so stoßen wir vielleicht auf eine, es kann selbst sein, auf mehrere neue Species von Crotalus, Klapperschlangen, denn es giebt noch eine Menge nicht beschriebener Arten. Vielleicht, aber ich sage nur vielleicht, denn sicher kann ich's nicht versprechen, vielleicht fangen wir auch eine Boa, wenn wir nämlich das Glück haben, auf eine zu stoßen, welche sich vollkommen gesättigt hat. Die nehmen wir dann lebend mit. Sie mit Ihrer Riesenkraft tragen schon ein starkes Exemplar. Das machen wir zahm, denn die Boa constrictor ist leicht zu zähmen, und lassen es hernach im Hause herumlaufen. Es kann sein, daß auch hier und da ein Krokodil sich dort aufhält, ein Jacaré oder Caiman. Das ist übrigens Nebensache. Aber, Vollbart! lieber Vollbart! stellen Sie sich einmal all' das andere Ungeziefer vor, was in jenem

Sumpfe hausen wird: die Würmer, die Tausendfüße, die Molche, die Frösche, die Kröten. Denn warum lieben die Schlangen so ganz besonders jene Gegend? Einfach, weil sie das eben erwähnte Gethier leidenschaftlich gern fressen. Aber warum lächeln Sie?"

Es war das Lächeln der Verzweiflung.

Martin hatte zu sich selbst gesagt: „Du sollst morgen getödtet werden, Nichts ist klarer, denn wenn dich die Schlangen nicht todtbeißen, das Jacarè nicht verschlingt oder eine Boa constrictor dich nicht zerquetscht, in eine längliche, nudelartige Form bringt, und dann, mit jenem angenehmen schlüpfrigen Schleim überzogen, langsam und behaglich hinunterwürgt, wenn alles Das nicht geschieht, so wird dich der Ekel, die Furcht und der Abscheu umbringen, wenn Du bis an die Hüften in jenem verwünschten Sumpfe stehen und all' das giftige Geschmeiß, um dich herumkrabbeln, sehen wirst. Aber was liegt an Martin Vollbart, welcher eines Pistolen-Duells halber aus seinem Vaterlande fliehen mußte."

Dann flog jenes matte Lächeln über sein Antlitz, das dem Doktor aufgefallen war. Indessen sagte er eintönig zu diesem:

„„Ich freue mich auf alle diese schönen Sachen!"“

„Bravo," erwiederte dieser, „Sie freuen sich, weil Sie hoffen, Ihre Idiosynkrasie, Ihren natürlichen Abscheu gegen Amphibien, zu besiegen. Bravo! das sieht Ihnen ähnlich."

„„Aber,"" sagte Martin, „„wie ist denn die gute Müllerin auf jene schöne Lokalität gekommen?""

„Die Neger," erwiederte der Doktor, „hängen, trotzdem daß sie hier im Lande alle getauft sind, doch noch in's Geheim großentheils den einfältigen heidnischen Gebräuchen ihres Vaterlandes an. Sie brauen Liebes- und Zaubertränke, wohl auch noch Schlimmeres, und zu diesen abergläubischen Dingen bedürfen sie nicht selten eines oder des andern jener giftigen Thiere. Aber sie halten solche Fundgruben äußerst geheim. Der Frau Müllerin ist es nun gelungen, so wie sie bereits jenen Ort, wo wir das Jacarè fingen, auskundschaftete, einen Neger ihres Stammes, einen Vetter oder weitläufigen Verwandten von sich, zu bewegen, uns an jenen Sumpf zu führen. Ich bezahle ihn gut, sehr gut sogar, und habe ihm, wieder gegen Bezahlung, von seinem Herrn Urlaub verschafft. Morgen mit dem Frühsten machen wir uns auf den Weg.

Martin nickte melancholisch mit dem Kopfe,

und die Nacht, welche er zubrachte, gehörte nicht zu den angenehmsten seines Leben.

Er wurde, im Traume, von jenem Dampfer übersegelt, von dem schwarzgelben Capitain aber wieder aufgefischt, worauf ihm dieser, in einer Anwandlung von Thätigkeit, den Kopf abschnitt, und ihn, sammt diesem, in den gefürchteten Sumpf warf. Während er dort bemüht war, seinen Kopf wieder zu erhaschen, wurde dieser von einem Jacaré verschlungen, während ihn selbst, hauptlos, eine Boa umringelte, und regelrecht zur Mahlzeit präparirte.

Als er, in Schweiß gebadet, erwachte, war der Vetter der Frau Müller, ein untersetzter und tückisch aussehender alter Bursche, bereits angelangt, und nach kurzer Zeit befand man sich auf dem Wege zu den erwarteten Herrlichkeiten.

Wie fast alle Jäger der ganzen Welt, welche einen Jagdzug beginnen, so schritt anfänglich auch unsere Gesellschaft schweigend fürbaß, und erst nachdem man schon fast drei Stunden gewandert war, begann der Neger dann und wann auf einen Baum oder Strauch zu zeigen, und dessen landesüblichen Namen zu nennen, worauf bisweilen der Doktor die wissenschaftliche Benennung, wohl auch den Nutzen der Species lakonisch hinzufügte.

„Ibe tabacco," sagte der Vetter, und der Doktor setzte bei: „„Ist ein sehr gutes Schiffsbauholz; man nennt es tabacco, weil der gespaltene Kern ein hellgrünes staubartiges Pulver giebt.""

„Pao Brazil."

„„Caesalpinia brasiliensis, Brasilholz.""

„Pekea."

„„Neger und Affen essen die Frucht.""

„Jarraticupitaya."

„„Gewürzhafte Rinde, Heilmittel der Indier.""

„Ipeuna."

„„Famos hartes Holz; die Bogen der Indianer, welche ich besitze, sind aus diesem Holze gefertigt, und,"" fügte der Doktor bei, ohne Zweifel, um dem Vetter zu zeigen, daß er auch kein Neuling sei, „„hier haben wir Grumbari und hier Mazaranduba, welche Bäume zwischen Splint und Rinde einen zähen Saft besitzen, aus welchem die Indianer Vogelleim machen.""

„„Hier die Graüna, eine Mimosa-Art, ein leichtes Holz, unseren Pappeln ähnlich, aus welchem die Tische in meiner Wohnung gefertigt sind.""

Wiewohl, außer allem Zweifel, der günstige Leser dieses interessante und belehrende Gespräch zwischen dem Vetter und dem Doktor höchst bei-

fällig aufgenommen und sehr unterhaltend gefunden hat, so war dies doch bei Martin keineswegs der gleiche Fall.

Er fand es langweilig und zugleich fast frevelhaft, über solche gleichgültige Dinge zu scherzen, auf solch' gefährlichem Gange, und in Voraussicht des fast sichern Todes, doch tröstete er sich in Etwas, als man endlich einen kurzen Halt machte und ein kleines Frühstück abhielt, denn trotz seiner trüben Stimmung hatte er dennoch Hunger empfunden.

Man stieg hierauf einen steilen Abhang abwärts, und wurde, als man wieder in die Ebene gekommen war, durch Schaaren von Papageien und zahlreiche Affen für die vorher ziemlich spärliche Thierwelt entschädigt, welche auf einem mit Cocospalmen bestandenen Distrikte schreiend und lärmend ebenfalls frühstückten. Zwischen den Palmen wucherten üppig die Ipe, eine Bigonia mit prachtvollen, großen, gelb und weißen Blumen, und über diesen schwebte die blaue Nectarinia cyanea, wie ein Pfeil von einer Blüthe zur andern schießend, und einen glänzenden blauen oder goldfarbenen Bogen durch die Luft beschreibend.

„Ist es nicht reizend," sagte der Doktor, „giebt

es ein Land wie Brasilien? Aber Geduld, die Hauptsache kommt noch."

Man hörte jetzt Wasser rauschen und befand sich bald am Ufer eines etwa dreißig Fuß breiten Flusses, der aber nicht sanft und geräuschlos, wie jener Jacarè-Fluß, dahinfloß, sondern tobend und lärmend seine Bahn verfolgte.

Der Doktor, welcher so schlecht Portugiesisch sprach, daß er sich nicht einmal der Frau Müllerin in dieser Sprache verständlich zu machen im Stande war, begann jetzt, in einem nicht viel bessern Französisch, sich mit dem Vetter zu besprechen, und obgleich Martin weder gut noch schlecht Französisch verstand, sah er doch aus den lebhaften Gestikulationen der Beiden, daß man sich über die Art und Weise des Weiterkommens besprach. Der Neger zeigte auf den Fluß und machte die Bewegung des Ruderns, während der Doktor, welcher, wenn er in Affekt kam, so lebhaft gestikulirte, als je ein Südländer, höchst sonderbare Sprünge machte und mit Hand und Arm in der Luft Wellenlinien beschrieb.

Sie schienen sich jetzt geeinigt zu haben, und der Doktor wendete sich gegen Martin und sagte:

„Es giebt einen Hauptspaß; gleich dort unten liegt ein Canoe, und wenn wir uns dessen bedie-

nen, schneiden wir fast die Hälfte des Weges ab, der noch vor uns liegt. Aber der Fluß hat auf seinem Grunde, sichtbar und nicht sichtbar, eine Menge von Baumstämmen, über welche wir hinweggleiten müssen. Bisweilen hebt sich da das Boot mit dem Vordertheil mächtig in die Höhe, während das Hintertheil in die Fluthen taucht, dann bohrt sich das Vordertheil in die Wellen, und wer im Hintertheile Platz genommen hat, hat dann genug zu thun, um sich festzuhalten, damit er nicht hinausgeschleudert wird. Manchmal schlägt auch das Boot um. Stellen Sie sich einmal vor, wie es dann possirlich sein muß, wenn wir Alle so an's Ufer schwimmen, Sie, ich, der schwarze Kerl da, und die alte Hexe, die Müllerin, und wie wir uns dann Alle tüchtig auslachen!"

Er lachte wirklich herzlich bei diesen Worten, und Alle setzten sich hierauf sogleich in Bewegung, um zum Canoe zu gelangen, und die unterhaltende Fahrt so bald als möglich anzutreten.

Es dauerte nicht lange, bis man an Ort und Stelle kam, und dort sprangen die beiden Schwarzen sogleich in's Boot, und nahmen am Vordertheile Platz; der Doktor setzte sich in die Mitte, und Martin ließ sich am Steuer nieder, welches aber abgenommen war, da die beiden Rudernden

im Vordertheile dem Boote die Richtung mit ihren Rudern geben mußten.

Die Fahrt ging lustig vorwärts, und von den verheißenen Baumstämmen war Nichts zu sehen. Die Ufer waren meist mit dicht und enge verwachsenen, mächtigen Rohrpflanzen bewachsen, zwischen denen einzelne Baumriesen hervorragten, deren Aeste weithin über den Fluß ragten, und von welchen Schlingpflanzen, in der Landessprache Cipos genannt, in die Wellen hinabtauchten. Bisweilen erschienen aber auch vom Baumwuchse freie Stellen, welche einen flüchtigen Blick in die Tiefe des Landes erlaubten.

Schwärme der verschiedenartigsten Sumpfvögel hatten meist auf solchen Blößen Platz genommen, und erhoben sich beim Herannahen des Bootes mit furchtbarem Geschrei in die Luft.

„Das Alles ist so übel nicht, wenn der Sumpf nicht wäre, dem wir uns immer mehr nähern, und wenn die Baumstämme nicht noch kommen," dachte Martin.

In demselben Augenblicke passirte man eine Krümmung, und jetzt sah man in einer geringen Entfernung einen mächtigen Baumstamm, quer über dem Flusse liegend, und offenbar die ganze Passage versperrend. An dem einen Ufer standen hoch

auf die mächtigen Wurzeln, wie knorrige Riesenhände in die Luft ragend, am andern hatte die niederstürzende Krone eine mächtige Lücke in das Buschwerk geschlagen. Die Aeste des riesigen Stammes waren längst erstorben, aber eine jüngere Baumgeneration begann bereits an mehreren Stellen auf seinem Leichname Platz zu nehmen.

„Jetzt hat die ganze Tollheit ein Ende," dachte Martin, „denn da hinüber kann dies verwünschte Boot auf keinen Fall."

Er hatte sich getäuscht.

Ohne ein Wort zu verlieren, hielt man auf den Stamm zu, als sei er gar nicht vorhanden; aber angelangt an demselben, legte man quer, die Frau Müllerin und ihr Vetter sprangen, zwei Affen ähnlich, vom Boote auf den Stamm, der Doktor folgte, und rief Martin zu, ein Gleiches zu thun.

Dann hob man das Boot auf den Stamm und ließ es einfach auf der andern Seite wieder in's Wasser gleiten.

„Einsteigen! Vorwärts!" rief der Doktor, und ehe noch Martin, der mechanisch wacker mitgeholfen hatte, sich besinnen konnte, fuhr man bereits wieder lustig stromabwärts.

Aber kurze Zeit darauf bekam plötzlich das

Boot einen mächtigen Stoß, bäumte sich auf, und glitt, indessen allerdings in etwas schiefer Richtung, über einen unsichtbaren Gegenstand unterhalb des Wassers hinweg.

„Hopsa!" rief der Doktor.

Einige Augenblicke darauf wiederholte sich derselbe Vorgang, nur neigte sich das Boot diesmal noch mehr auf die Seite, so daß Martin fast herausgestürzt wäre!

„Festhalten, Vollbart!"

Jetzt kamen in kurzen Zwischenräumen einige leichtere Stöße, und mehrere Hundert Schritte weiter ab wärts sah man einen ähnlichen Baumstamm, wie den kurz vorher passirten, quer über den Fluß ausgestreckt.

Der Vetter der Müllerin zeigte auf dies neue Hinderniß und sagte einige Worte zum Doktor.

Dieser nickte zustimmend, und sagte hierauf zu Martin:

„Der brave Kerl zeigt mir an, daß auf der andern Seite jenes Baumstammes die eigentlichen gefährlichen Stellen beginnen, indem dort die meisten Stämme in das Flußbett eingerammt sind. Wir sollten uns dort recht festhalten, denn das Herausfallen in dieser Stromgegend sei nicht gut. Warum, hat er nicht gesagt. Haben wir aber einmal diese

Strecke hinter uns, so sind wir in einer Viertelstunde am Reptilien-Sumpfe. Bis dorthin müssen wir aushalten."

„So, So!" sagte Martin halblaut, aber er hatte für sich seine besonderen Gedanken.

Er begann sich zu ärgern.

Es kommt bisweilen vor, daß lammfromme Menschen, welche jedem Anlaß zum Streite sorgfältig aus dem Wege gehen, wenn man ihnen eine, in ihren Augen gefährliche Sache zumuthet, gegen ihre sonstige Gewohnheit plötzlich sehr böse und unangenehm werden, und hierdurch sich vielleicht einer größern Gefahr aussetzen, als durch den vorher ihnen gemachten Vorschlag.

Martin schien in eine ähnliche Aufregung gerathen zu sein.

„Bis dorthin müssen wir aushalten! Ei! und wenn wir dann ausgehalten haben, was nachher? Der Reptilien-Sumpf! — Der freie Mann muß nicht, er will!" brummte er vor sich hin.

Man war mittlerweile zum hemmenden Baumstamme gekommen, man hatte wie vorher quer gelegt, und Martin hatte getreulich geholfen, das Boot auf die andere Seite zu bringen, wo sich im Wasser bereits allerlei verdächtige, absonderlich schäumende und strudelnde Stellen zeigten.

Jetzt aber ging er langsam und vorsichtig den breiten Stamm entlang und auf das Ufer zu.

Die Neger und der Doktor hatten bereits wieder im Boote Platz genommen, und erst jetzt bemerkte der Letztere Martin's Thun.

„He! Vollbart, geschwind, wo wollen Sie denn hin? Wir müssen fortfahren!"

Aber dieser gab keine Antwort, sondern ging, sorgsam auf seinen Weg achtend und sich an den abgestorbenen Aesten des Baumes haltend, fürbaß. Dann machte er einen Sprung und stand auf festem Boden.

„Fahrt zum Teufel!" sagte er, indem er durch das Laubwerk blickte und das Boot wirklich seinen Weg fortsetzen sah.

Hatte die Strömung das Boot fortgerissen, oder war man absichtlich weitergefahren, er wußte das nicht, und im Augenblicke war ihm dies auch vollkommen gleichgültig.

Er hatte die fatalen Baumstämme erspart und war vom Besuche des Amphibien-Sumpfes befreit; diese zwei Dinge allein waren es, die ihn gegenwärtig glücklich machten.

„Jetzt liegen sie vielleicht schon Alle im Wasser," dachte er, „und schwimmen an's Land. Das wäre ein Spaß, sagte der Doktor. Es ist gar zu ein-

fältig, das einen Spaß zu nennen! und das gar an einer Stelle, von welcher der widerwärtige schwarze Hallunke selbst sagt, daß es nicht gut sei, dort hineinzufallen!"

Mit sich selbst war hingegen Martin höchlich zufrieden; er hatte lange nicht so entschlossen und bestimmt gehandelt, und er wußte, daß vom entschlossenen, festen Wesen bis zur wirklichen Kühnheit nur ein Schritt ist. Er nahm sich vor, fortan stets so muthig zu handeln, und sich in der Folge auf keinerlei Weise mehr irgend einen moralischen Zwang anthun zu lassen.

Unter solchen Gedanken war er rüstig vorwärts geschritten, und da der Baumwuchs nicht so dicht war, wie es häufig in jenen Gegenden der Fall, so war das Weiterkommen mit wenig Beschwerlichkeiten verknüpft.

Längst schon hörte er das Rauschen des Flusses nicht mehr, als er plötzlich daran dachte, wie er wieder nach Hause kommen wolle, und dann fiel ihm auch die Frage auf's Herz, mit was er sein plötzliches Davongehen zweckmäßig entschuldigen könne.

Die erste Frage machte ihm die meiste Sorge, und er bedauerte, nicht auf das andere Flußufer

gegangen zu sein. Nun lag der Fluß zwischen ihm und dem schützenden Dache des Doktors.

Er nahm sich vor, wieder zurück an den Fluß zu gehen, längs des Ufers desselben die Stelle zu suchen, wo der, die Brücke bildende, Baumstamm, liege, auf demselben den Fluß zu passiren, und hierauf, glaubte er, habe es keine Schwierigkeiten mehr, sich nach Hause zu finden, auf dem heute des Morgens zurückgelegten Wege.

Aber er fand jetzt schon sich nicht mehr zum Flusse zurück, und wäre auch dies der Fall gewesen, so hätte er wohl schwerlich den Baumstamm selbst gefunden, indem es in das Reich der Unmöglichkeiten gehört, längs der Ufer eines brasilianischen Flusses fortzuspazieren, wenn dessen Ufer einmal mit Baumwuchs bestanden sind.

Er lief eine Zeit lang zurück, seiner Meinung nach wenigstens, ohne Zweifel aber nach einer andern Richtung hin. Dann hielt ihn plötzlich ein undurchdringliches Gehäge auf. Er wendete sich wieder, und lauschte stets nach dem Rauschen des Flusses, aber Nichts ließ sich hören. Dann kam er in einen hochstämmigen Wald, in einen Wald, wie er noch nie einen gesehen. Stämme von einer unbegreiflichen Dicke, von noch unbegreiflicherer Höhe, dazwischen die wunderbarsten Blattformen des

weniger hohen Gesträuches, die prachtvollsten, glühenden Blüthen und Blumen. Lianen durch das Alles sich windend und ziehend, Lianen von der Stärke eines Männerleibes und Hunderten von Ellen Länge.

Aber was kümmerten ihn die Riesen des Urwaldes, die glänzenden Blumen und die grotesk geschlungene Draperie der Schlingpflanzen? Was kümmerte ihn diese ganze große heilige Natur?

Er hatte sich verirrt, das fühlte er jetzt mit Schaudern, und vielleicht wäre manchem bessern Manne, als er, wohl auch Bedenken aufgestiegen in ähnlicher Lage.

Er erinnerte sich jetzt, daß man, wenn man sich verirrt, sich nach der Sonne richte.

Aber erlaubte auch das Laubdach, hoch über ihm, bisweilen einen Blick nach der Sonne, so schien diese sich dort über den Bäumen gemüthlich im Kreise zu drehen. Bald stand sie links, bald rechts, bald vor, bald hinter ihm.

Er hatte ferner gehört, daß das Moos an den Bäumen stets auf eine Seite besonders prosperire. Ob nach Süd oder Nord, das wußte er nicht genau.

Als er aber nach diesem Kennzeichen forschte, fand er viele Stämme glatt und reinlich, wie vom

Tischler abgehobelt, während andere wieder dicht überhängt waren von abenteuerlichem Netz- und Flechtwerk, welches er sich gar nicht getraute für wirkliches Moos zu halten.

Jetzt fiel ihm aber ein, daß ihm dies Alles nichts nütze, wenn er auch wisse, wo Süd oder Nord liege, denn er wisse nicht, wo des Doktors Haus zu suchen, im Süd, im Nord, im Ost oder West.

Er setzte sich nieder, und rang die Hände, bitterlich schluchzend und weinend.

Plötzlich fuhr er auf. Ein Glockenschlag!

Wär's möglich? Vielleicht suchte ihn der Doktor im Walde. Aber nein. Es waren erst einige Stunden verflossen, und ohne Zweifel balgt sich der jetzt mit den Reptilien, wenn er nämlich noch am Leben.

Er glaubte jetzt die Glocke wieder, aber in einer andern Richtung, zu hören. Er rief aus Leibeskräften. Ein Schwarm Papageien strich kreischend über ihn hinweg, und ein riesenschnäbelichter Tucan flog von einem hohen Baum auf einen andern, höhern, und schien ihn neugierig zu beobachten. Es kam Martin vor, als habe der Vogel auf seinem ungeheuern Schnabel eine Brille sitzen, durch welche er ihn observire. Aber von der Glocke

war Nichts mehr zu hören. Indessen klangen jetzt deutlich Hammerschläge in einiger Entfernung. Plötzlich näher, jetzt — auf einmal ganz nahe.

Wilde vielleicht, nein sogar wahrscheinlich. Menschenfresser ohne Zweifel, welche, nach Spix und Martius, grundsätzlich und aus Sparsamkeit ihre Feinde und andere Subjekte verzehren, damit die Leichname nicht verderben und nutzlos zu Grunde gehen!

Aber er hörte jetzt deutlich, daß die Axt- oder Hammerschläge hoch oben erklangen, und fast an den Kronen der mächtigen Stämme.

„Giebt es Kerle, die dort oben wohnen," dachte er. „Baumwilde!" Dann ergriff er die Flucht, indem er eben planlos dorthin lief, wo er Raum fand, und der Wald am wenigsten dicht war. Die Axtschläge hörte er nur noch aus der Entfernung. Es war der Araponga, ein weißer Vogel, dessen Stimme, je nach Umständen, wie ein Axtschlag oder eine Glocke klingt.

Nachdem er längere Zeit theils gegangen, theils gelaufen, begann er Hunger zu fühlen, und die unklare, unbestimmte Angst, welche er bisher empfunden, nahm jetzt eine bestimmtere Fassung an.

Verhungern! wenn er heute, morgen, übermorgen sich nicht nach Hause oder zu Menschen

finden sollte! Indessen hatte er Brod in seiner Jagdtasche und ein Fläschchen mit Wasser und Branntwein. „Nie ohne dieses" pflegte der Doktor zu sagen, und Martin segnete ihn jetzt für diesen schönen Gebrauch.

So spärlich auch das Mahl war, denn er beschloß nicht Alles aufzuzehren, so kräftigte es ihn doch wunderbar, und er begann, insofern es ihm nämlich möglich, Muth zu schöpfen.

Da drang plötzlich ein dumpfes, aber furchtbares Brüllen in sein Ohr. Das war ein Raubthier, es unterlag keinem Zweifel.

Flüchtig, wie der Gedanke, packte er die Reste seines Mahles zusammen, warf seine Büchse über die Schulter und lief, so rasch ihn seine Beine trugen.

„Gott sei Dank, die Bestie ist nicht auf meiner Spur," rief er nach einiger Zeit, während welcher er durch Dick und Dünn gerannt war, und jetzt machte er ermüdet wieder Halt.

Er dachte nun darüber nach, was er beginnen, welche Maßregel er ergreifen sollte, um sich zurecht zu finden und aus dem verwünschten Walde zu kommen.

Da erscholl wieder jenes furchtbare Brüllen, aber diesmal nicht in weiter Ferne, sondern nahe, ganz nahe, fast dicht bei ihm.

Er stürzte rücklings zu Boden und schloß die Augen.

Er dachte nicht daran, nach seiner Büchse zu greifen und sich zur Wehr zu setzen, sondern er erwartete ruhig, daß der Tiger, denn ohne Zweifel war es ein solcher, ihn angreifen und erwürgen werde.

Aber es geschah nicht. Jetzt glaubte Martin, daß das Raubthier vor ihm stehen und erwarten werde, bis er sich rühre, da er gehört hatte, daß viele Raubthiere einen Todten nicht berühren.

„Du kannst lange dastehen," dachte er, „und kannst warten, i ch rühre mich nicht."

Aber nach einer halben Stunde blinzelte er dennoch mit den Augen, dann öffnete er sie ganz, sorgsam allenthalben umherspähend, ohne indessen das Mindeste zu erblicken.

„Ah ha!" sagte er, „dem ist die Zeit lang geworden," und er ging.

In demselben Augenblicke aber erklang wieder der furchtbare Ton, aber, wie er jetzt deutlich bemerkte, nicht v o r ihm, sondern u n t e r ihm, wenigstens dicht vor seinen Füßen aus der Erde.

„Dreimal vermaledeites Land, wo die Raubthiere unter der Erde brüllen, und in den Kronen der unsinnig hohen Bäume Wilde mit Glocken läuten."

Aber er bemerkte jetzt vor sich in einer Entfernung von mehreren Schritten einen weißen zugespitzten Stab in der Erde, welchen er vorher übersehen hatte, dann fand er, daß auch der Boden eine eigenthümliche Beschaffenheit hatte. Es kam ihm vor, als sähe er ein mit Moos und Blättern bedecktes Flechtwerk, rings um jenen weißen Stab.

Es war in der That so, und jetzt wurde ihm plötzlich Alles klar.

Er hatte sich in der That wirklich in einer großen Gefahr befunden, in einer Gefahr, welche ihn schaudern machte, und die Haare bergan trieb.

Er saß dicht an einer Fallgrube, in welcher sich ein Tiger gefangen hatte!

Ohne Zweifel hatte er die Richtung verfehlt und hatte, statt sich von dem Orte zu entfernen, von welchem aus er zuerst den Tiger brüllen hörte, sich demselben genähert. Aber noch einige Schritte weiter, und er wäre selbst zu dem Ungeheuer in die Grube gestürzt.

Nach einigem Besinnen faßte er den muthigsten Entschluß seines ganzen Lebens. Er hieb einen Stock ab mit seinem Jagdmesser, untersuchte vorsichtig den Boden mit demselben, und hob endlich das Flechtwerk ein wenig.

Auf dem Boden der Grube saß ein fast vier

Fuß langer Jaguar, und seine Augen funkelten wie zwei glühende Kohlen.

Als er des Menschen ansichtig wurde, zog er die Vorderfüße ein wenig näher an den Leib, als wolle er sich kleiner machen, sonst aber rührte er sich nicht.

Martin schloß die Augen, dann öffnete er sie wieder ein wenig, um sich langsam an den schrecklichen Anblick zu gewöhnen, hierauf zog er sich zurück, und überlegte, was zu thun sei.

„Herausspringen kann er nicht," sagte er, „sonst wäre er nicht bis jetzt da drinnen sitzen geblieben. Wer weiß aber, ob ich nicht den Weg noch einmal verfehle, und dann erst recht zu ihm hineinfalle. Ich muß ihn also todtmachen.

Jetzt kam ihm noch ein Gedanke. War der Tiger einmal todt, so war es leicht, mittelst eines abgehauenen Stammes in die Grube zu gelangen, das Thier herauszuholen und, — dann hatte er einen Tiger geschossen, von der Grube brauchte Niemand Etwas zu wissen!

Er hob das Flechtwerk, so daß das Tageslicht auf den Boden der Grube fallen konnte.

Der Tiger zog sich noch mehr zusammen, als wolle er springen, aber er sprang nicht. Wahrscheinlich hatten vielfältige fruchtlose Versuche ihn

von der Unmöglichkeit überzeugt, den Rand der Grube zu erreichen.

Martin zielte jetzt, aber er zitterte so heftig, daß er wieder absetzen mußte. Endlich gelang's ihm doch, eine einigermaßen feste Hand zu bekommen. Er hielt dem Thiere zwischen die Augen und gab Feuer.

Da alle Gewehre, dicht gegen den Boden abgeschossen, einen starken Rückschlag haben, so fuhr er heftig zurück, sah aber dennoch, daß sich der Jaguar langsam auf die Seite legte, ohne eine weitere Bewegung. Aber jetzt war Nichts mehr zu sehen, denn die Grube war vollständig von dem sich ausbreitenden Pulverdampf erfüllt, der sich nur langsam verzog.

Endlich, nach einer Viertelstunde, konnte Martin auf den Boden der Grube blicken. Der Tiger lag auf der Seite und neben ihm war eine Blutlache. Er war ohne allen Zweifel todt. Martin hieb nun ein Stämmchen von hinreichender Länge ab, und begann, zu größerer Sicherheit, dem Thiere mehrere Stöße zu versetzen, und da sich dasselbe nicht rührte, kletterte er, mit mächtigem Herzklopfen, abwärts. Neben dem vollständig todten Jaguar lag ein Stück Fleisch, was als Lockspeise gedient

hatte, von dem gefangenen Thiere aber nicht berührt worden war.

Martin brachte, trotz seiner Stärke, den Tiger nur mit vieler Anstrengung aus der Grube, dann stieg er wieder in dieselbe, beseitigte die Blutspur, nahm hierauf den Köder mit sich, und befestigte denselben wieder inmitten des Flechtwerks, und nachdem er sein Stämmchen tief in's Gebüsch geschleudert hatte, lud er das Thier auf seine Schultern, und entfernte sich von der Grube, indem er auf gut Glück dorthin ging, wo eben der Wald am lichtesten war, und sich die wenigsten Hindernisse fanden.

Nun er den todten Jaguar auf dem Rücken, fühlte er sich verhältnißmäßig sicherer gegen früher, und schritt wacker aus, trotz dem Gewichte des Thieres.

Nach einiger Zeit indessen machte er Halt, um auszuruhen, und betrachtete sich sein Thier näher.

Es war ein starker großer männlicher Jaguar von fast vier Fuß Länge, und die Kugel war ihm gerade zwischen den Lichtern, wie in der Jägersprache die Augen heißen, durch's Gehirn gedrungen. Daher der augenblickliche Tod des Thieres. Bisweilen fiel noch ein Blutstropfen

aus der Wunde, und hätte Martin gewußt, daß nicht selten das Weibchen, so wie im umgekehrten Falle das Männchen, solchen Blutspuren folgt, und blutige Rache für den Tod des Gatten nimmt, so hätte er sich ohne Zweifel, mit Zurücklassung seiner Beute, schleunigst auf die Flucht begeben.

Wahrscheinlich aber war, zu Martin's Glück, Madame mit ihrem Hauswesen beschäftigt, oder auf anderen Wegen, oder vielleicht war der Getödtete auch ledigen Standes, oder selbst schon Wittwer; kurz, Martin setzte seinen Weg unangefochten fort und erreichte endlich, zu seinem unendlichen Vergnügen, eine Lichtung, welche ihm die reizendste und zugleich tröstlichste Aussicht brachte.

Er stand auf einem Felsenabhange, und links dehnte sich, zu seinen Füßen, unabsehbar die Pracht des Urwaldes aus, in allen Abstufungen des herrlichsten Grüns, und endlich mit dem Himmel verschmelzend in weiter Ferne, und lasurblau geworden wie jener. Gegen Rechts wurde die Gegend lichter, Palmen standen in reizenden Gruppen, und er glaubte menschliche Wohnungen zwischen denselben unterscheiden zu können.

Das war schon Etwas.

Daß er aber deutlich den Zuckerhut sah, und

ein Endchen von Rio, neben einem Stück See, das war die Hauptsache.

Die Sonne konnte erst etwa in zwei Stunden sinken, und da er jetzt wußte, wo Menschen wohnten, wo die Stadt gelegen, konnte sie ihm zum Wegweiser dienen.

Es kam jetzt nur darauf an, eine Stelle zu finden, gegen Rechts hin, wo er den Abhang hinab gelangen konnte.

Und er fand nach einigem Suchen eine solche, und nachdem er, sich stets nach der Sonne richtend, nicht ohne Mühe ein Dickicht durchbrochen, kam er wieder auf freiere, gangbarere Stellen.

Plötzlich stand er still und horchte.

Nein, er hatte sich nicht getäuscht.

Jetzt brüllten keine Tiger mehr, und kein verdächtiges Klopfen erscholl aus den Wipfeln der Bäume. Es war Musik, die er hörte. Erst einzelne Klänge, dann Melodie.

Aber sein Staunen wuchs mit jedem Schritte, mit welchem er sich näherte.

Diese Töne kamen ihm so bekannt vor, und jetzt, jetzt auf einmal wußte er, wie und wo er sie gehört.

So oft der junge Fortschritt von seiner Frau Mama ein Paar neue Stiefel erhält, damit er

wieder wacker vorwärts laufen und auftreten kann, giebt ihm die sorgsame Mutter (ihren Namen zu nennen, ist überflüssig) eine Melodie mit, die er wacker aufspielt, Tag und Nacht, und aller Orten, gleich dem Rattenfänger von Hameln, damit ihm, so wie jenem, die Kindlein folgen, in Land und Stadt.

Zu den neuen Stiefeln, die der Fortschritt zu der Zeit, von welcher wir sprechen, bekommen, hatte man ihm die Marseillaise mitgegeben, zwar von Denen dort herstammend, über dem Rheine — aber jenes Mal waren's brave Leute.

Die acht Musikanten aber hatten täglich an Bord die Marseillaise gespielt, einmal, zweimal, zehnmal, aus Bosheit, weil man zu Hause es ihnen verboten, und auf diese Weise hatte Martin gewisse musikalische Eigenheiten seiner acht Schiffsgenossen sich unwillkürlich so eingeprägt, daß er unter hundert anderen Musikgesellschaften seine alten Kameraden erkannt haben würde.

In Folge dessen wußte er jetzt bestimmt, daß die acht Musikanten vom Roland irgendwo im Gebüsche steckten und aufspielten, und richtig, nach kurzer Zeit ward er ihrer ansichtig.

Sie saßen vor einer mit Speisen und Geträn-

ken beladenen Tafel, obgleich im Augenblicke wacker streichend und blasend.

Aber eben, als er auf sie zugehen wollte, bemerkte er noch eine andere Gruppe, fünf Menschen und zwei Neger, erstere natürlich von den letzteren bedient, und es war ihm im Augenblicke klar, daß diese Menschen die Musikanten zu ihrem Vergnügen gedungen hatten. Sie waren folglich die Vornehmeren.

Der Hochmuthsteufel fuhr in ihn, und vielleicht eben der Musikanten halber, und um diesen seinen früheren Genossen zu zeigen, was er eigentlich für ein Kerl sei, beschloß er auf ihren gegenwärtigen Principal loszusteuern.

Er rückte den Hut etwas Weniges auf's linke Ohr, warf die Büchse coquet über die Schulter, und indem er den Jaguar mit so viel scheinbarer Leichtigkeit als möglich auf dem Rücken trug, schritt er langsam, und wie von einem Spaziergange kommend, auf die im Grünen lagernde Gruppe zu.

„Lüge wacker, Martin," sagte er zu sich selbst, „der liebe Gott, der Dich heute des Tages über aus so vielen Fährlichkeiten errettet hat, wird's gegen Abend auch nicht übel nehmen, wenn Du ein wenig aufschneidest."

Allgemeines Erstaunen bemächtigte sich der fünf Menschen, als sie Martin mit seiner Beute erblickten.

Es war ein älterer Herr, ein Kaufmann, wie sich später herausstellte, mit seiner Tochter und drei, in seinem Geschäfte arbeitenden, jüngeren Leuten.

Man ging ihm entgegen, man sah wechselweise den Jaguar und ihn an, und der alte Herr, den wir sogleich bei seinem Namen, Mispero, nennen wollen, bat ihn in deutscher Sprache, jedoch mit fremdländischem Dialekt, seine Last niederzulegen und bei ihnen Platz zu nehmen.

Hierauf warf Martin den Jaguar nachlässig auf die Erde, hing Büchse und seine übrigen Jagdgeräthe an einen Baumast und trat zu der Gesellschaft, indem er sich seines Anzuges halber entschuldigte.

„Ich war einen Augenblick auf der Jagd," sagte er, „und durfte kaum hoffen, heute noch in solche Gesellschaft zu kommen."

„„Sie waren einen Augenblick auf der Jagd und haben dieses Unthier erlegt, welches uns seit acht Tagen in beständiger Unruhe erhielt?"" erwiederte der Sennor Mispero.

Martin blickte lächelnd über die Schulter nach dem Tiger.

„Diese Katze," sagte er, „mein Gott, das ist nichts Besonderes."

„„Es ist höchst gefährlich,"" fiel die junge Dame ein, „„höchst gefährlich, die Jäger sagen, daß, wenn man fehlt, oder nicht unbedingt tödtlich verwundet, man fast in allen Fällen von dem Unthiere zerrissen wird.""

Martin neigte sich verbindlich gegen das junge Mädchen und sagte mit einem gewissen Anstrich jugendlichen Leichtsinns:

„Ach ja, man darf eben nicht fehlen." Aber jetzt flog ihm ein Gedanke durch den Kopf und er setzte mit einem unterdrückten Seufzer hinzu, „und doch wär's bisweilen besser, man fehlte."

Der Gesellschaft mochte wohl diese Aeußerung aufgefallen sein, aber Niemand fragte nach deren Bedeutung, sondern man forderte ihn auf, das Nähere seines gefährlichen Abenteuers zum Besten zu geben, während man zugleich Sorge trug, ihn mit Speise und Trank reichlich zu erquicken, und unser Martin aß, trank, und log um die Wette.

Er sei mit dem Doktor auf die Schlangenjagd gegangen, denn leider seien von Jugend auf, ein wenig gefährliche Dinge seine Passion gewesen. Da habe er geglaubt, im Dickicht den Tiger zu erblicken. Sogleich sei er aus dem Boote ge-

sprungen, um Jagd auf ihn zu machen. Jetzt habe ein eigenthümlicher Kampf begonnen, der für ihn viel Anregendes gehabt habe. Bald sei er der Spur des Tigers gefolgt, bald habe er dieselbe verloren, und ohne Zweifel sei das Thier nun ihm nachgeschlichen. Einmal habe er einen Augenblick das Fell des Tigers im Dickicht erblickt, und habe sich fast durch seine Hitze hinreißen lassen, sich auf ihn zu stürzen, und den Kampf mit dem Jagdmesser zu beginnen. Doch habe er sich gemäßigt. Endlich aber, wie er oben auf einer Felswand gestanden und nach seinem Feinde gespäht, sei derselbe brüllend aus dem Gebüsche gesprungen, dann mit Blitzesschnelle auf einen Felsblock, und habe sich sogleich wieder niedergeduckt, um auf ihn anzuspringen. „Da war er nun mein," setzte er hinzu, „ein sicherer Blick und eine feste Hand, ein Druck, und er stürzte vom Felsblock hinab. Daher die Wunde zwischen den Augen!"

Abermalige Bewunderung der ganzen Gesellschaft, aber die junge Dame, welche mit doppeltem Interesse, und mit allen Zeichen der Angst der Erzählung Martin's gelauscht hatte, schlug jetzt plötzlich freudig die Hände zusammen:

„Vater, er ist's, er ist's zuverlässig."

„„Wer denn, Melusine?““

„Der junge Deutsche, der Waghals von gestern, mit dem Dampfer!“

„„Daß es ein Deutscher, sah ich wohl sogleich, und sprach unsern jungen Freund auch deshalb Deutsch an, aber ob es derselbe, der gestern so unüberlegt, Sie entschuldigen, junger Freund, so tollkühn das Dampfschiff anfuhr — —““

Martin ward so roth, und kam ersichtlich in solche Verlegenheit, daß der alte Mispero innehielt, aber Melusine nahm schnell das Wort, indem sie eifrig rief:

„Ja, wir fuhren von unserer Fazenda dort draußen, durch den Hafen, zur Stadt. Da kommt der Dampfer, und während wir ihm ausweichen, sehen wir ein Boot keck auf das brausende Ungestüm zufliegen. Wir erschrecken zum Tode, aber der kühne Mann im Boote hält hart an auf den Koloß, und dann, jeden Augenblick in Gefahr, von den furchtbaren Wellen verschlungen zu werden, wirft er das Ruder aus den Händen, springt auf und blickt, mit trotzig verschränkten Armen, dem nahen Tode furchtlos in's Auge. Ich werde es nie, n i e vergessen.“

Sie blickte bei diesen Worten Martin mit einem so unverkennbaren Ausdrucke von Bewun-

derung und Anerkennung an, daß ihr Vater, ohne Zweifel, um einigermaßen zu moderiren, ziemlich ernsthaft fragte:

„Aber was hatten Sie denn eigentlich im Sinne bei diesem Wagstück?"

Martin, der mit Vergnügen bemerkte, daß man sein Ungeschick und seine Rathlosigkeit, wie gewöhnlich, zum Besten auslegte, erwiederte:

„„Ich gestehe, es war eine Tollheit, aber ich konnte mir das Vergnügen nicht versagen, mich einmal von den mächtigen Wellen, welche ein Dampfer in rascher Fahrt wirft, so recht nach Herzenslust schaukeln zu lassen.""

„Ein gefährliches Spiel, ein sehr gefährliches," sagte Mispero, aber dann sprach man von anderen Dingen.

Martin erfuhr, daß Melusinens Mutter eine Deutsche gewesen sei, weshalb Vater und Tochter geläufig Deutsch sprachen, er erfuhr ferner, daß die von Mispero für gewöhnlich bewohnte Fazenda ganz in der Nähe liege, und daß der, von ihm so glücklich erlegte, Jaguar bereits einige Tage die ganze Umgegend in Schrecken versetzt habe. Auch des Doktors Wohnung lag nur etwa eine halbe Stunde von der Stelle entfernt, wo man sich eben befand, und Martin bestand darauf, noch

heute dorthin zu gehen, trotz der Einladung Mispero's, die Nacht bei ihm zuzubringen.

„Der Doktor weiß, daß ich bisweilen tolle Streiche mache," sagte er, „und könnte Besorgniß um mich haben, es ist ein ängstlicher Mann."

Er empfahl sich hierauf, mit blitzenden Augen von Melusine, und mit einem freundlichen Blicke ihres Vater verabschiedet, welchem die Einladung beigefügt war, bald wieder auf der Fazenda zu erscheinen.

Dann nahm ein Neger den Tiger auf seine Schultern, und Martin ging.

Als er an dem Tische, an welchem sich die Musikanten niedergelassen hatten, vorüberkam, trat er hinzu und grüßte freundlich, indessen doch mit einem etwas herablassenden Wesen.

Alle standen auf und zogen ihre Mützen. Martin bat leichthin, sich zu bedecken, und reichte dem Contrebaß die Hand.

„Es geht gut, wie ich sehe," sagte er, „und das freut mich. Nächstens müssen wir einmal länger beisammen sein, und dann sollen Sie mir Ihre Erlebnisse erzählen. Adieu! Adieu!

Er verschwand großartig im Walde.

Als er so, auf bequemem Pfade, hinter dem Neger dareinschritt, fühlte er sich glücklich. Daß

er eben nicht tollkühn, wußte er wohl, und er gestand sich selbst, daß er eine ziemliche Dosis Vorsicht besitze, aber alle seine kleinen Händel und Conflicte, welche er mit Courage bestanden hatte, waren stets trefflich und zu seinem Besten ausgefallen. Er hatte Glück und bemerkte, daß, wenn er ein wenig der guten Meinung, welche man allenthalben von ihm zu hegen schien, nachhalf, die Sache noch besser ging.

Wie war er da auf der Fazenda geehrt worden! Wie väterlich hatte ihn der alte Mispero behandelt, wie hatte seine Tochter ihn bewundert!

Und alles Das zum größten Theil, weil er ein wenig dekorirt hatte.

Er beschloß so fortzufahren, und gleich mit dem Doktor den Anfang zu machen.

Dieser hatte bereits Licht, und da Martin absichtlich mit vielem Geräusch seines Weges zog, so kam er alsbald vor die Thür des Hauses.

„Sind Sie's, Vollbart? Gott sei Dank! Was hatte ich Angst um Sie! Aber sagen Sie doch, was fiel Ihnen denn ein, da plötzlich davonzugehen.“

Martin gab dem Neger einen Wink, und dieser legte den Tiger vor dem Doktor auf die Erde.

„„Ich habe ihn endlich doch noch gekriegt,““ sagte Martin kaltblütig.

Der Doktor schlug die Hände über dem Kopf zusammen:

„Felis onza, ein Jaguar, und noch dazu eines der größten Exemplare; und das haben Sie geschossen? Aber warum sagen Sie: doch noch?“

„„Weil ich mich den ganzen Tag hindurch mit der Bestie abmühte. Von dem Augenblick an, wo ich ihn im Röhricht des Ufers erblickte und Ihnen das Zeichen gab, bis gegen Abend hatte ich zu thun, bis ich ihn fassen konnte.““

„Zeichen gab?“ erwiederte der Doktor. „Ich habe Nichts bemerkt; ich sah blos, daß Sie mit vieler Vorsicht über den Baumstamm gingen, wie mir schien, um nicht in's Wasser zu fallen.“

„„Wenn man Tiger jagen will,““ sagte Martin ärgerlich, „„darf man keinen unnöthigen Lärmen machen.““

Hierauf erzählte er die Abenteuer seiner Jagd, wie er sie bereits auf der Fazenda des Sennor Mispero zum Besten gegeben, und setzte zugleich den Doktor von der freundlichen Aufnahme in Kenntniß, welche ihm dort geworden.

„Ich muß es notiren,“ sagte der Doktor; „es ist höchst merkwürdig; denn sonst ist es gar die

Art des Jaguars nicht, so herum zu schleichen. Felis concolor, oder die Puma, hat diese Gewohnheit. Aber man sieht da, daß viele Notizen über die Lebensweise ähnlicher Thiere noch mancher Berichtigung bedürfen."

Dann zeigte er Martin die Ausbeute, welche er des Tages über gewonnen hatte. Zuerst einige, drei Fuß lange Eidechsen, noch lebend, und wie wüthend um sich schlagend, wenn man sie anfaßte.

„Teiu," sagte Madame Müller, „man eßt es."

Zum Troste Martin's versicherte ihn der Doktor, daß die prächtigen Exemplare bestimmt seien, in Spiritus gesetzt, aber keineswegs verspeist zu werden.

Dann zeigte er ihm verschiedene Schlangen, alle unschädlich, aber hierauf auch zwei „zweifelhafte."

„Der Kopf beider Thiere ist breit, das macht mich irre," sagte der Doktor; „fast alle Giftschlangen haben breite Köpfe. Aber die Müllerin fing beide mit der Hand."

„„Und dann kocht sie wieder,"" dachte Martin, „„ohne die Hände zu waschen; welche Unreinlichkeit!""

Indessen schwieg er, fuhr aber mit einem Schrei zurück, als der Doktor hierauf eine mehrere Fuß lange, roth, schwarz und weiß geringelte Schlange

aus einer Schachtel zog und dieselbe sich um seinen entblößten Arm ringeln ließ. Er wußte, daß die Corallen-Schlangen giftig sind.

„Elaps corallinus, zinnoberrothe Corallen-Otter; mas, ein Männchen," sagte der Doktor im belehrenden Tone; „hat an jedem Oberkiefer einen Zahn, der wahrscheinlich ein Giftzahn ist, aber sie beißt nicht. Fassen Sie sie nur an; ich wette, sie schnappt nicht nach Ihnen."

Aber Martin stand bereits unter der Thür, und betrat die Stube nicht eher, bis die Schlange sich wieder, fest verschlossen, in ihrer Schachtel befand.

Am andern Morgen streifte man den Jaguar ab. Der Doktor wog dessen Leber, maß und notirte die Länge der Gedärme und untersuchte den Inhalt des Magens. Das Fell wurde mit Arsenikseife bestrichen, mit welchem giftigen Präparate der Doktor, nach Martin's Ansicht, gewissenlos und leichtsinnig umging, und bei Tische Brod und andere Gegenstände unbefangen anfaßte, ohne vorher besondere Reinigungsversuche angestellt zu haben. —

Mehrere Tage vergingen hierauf, unter den gewöhnlichen Beschäftigungen eines Naturforschers und Sammlers unter den Tropen, als aber eines

Nachmittags Martin mit dem Doktor, wie es häufig der Fall war, am Hafen von Rio spazieren ging, wiederholte sich die bereits oben geschilderte Scene.

Der Doktor beobachtete aufmerksam ein ziemlich weit außen liegendes Schiff, welches aber diesmal schön weiß und grün angestrichen, und nicht schwarz, wie das vorige war, und ersuchte hierauf Martin des andern Tages eine Botschaft dorthin zu bringen.

„Ich komme doch noch um in diesen verwünschten Händeln," dachte Martin, aber er konnte nicht wohl ausweichen, nahm sich indessen vor, mit der möglichsten Um- und Vorsicht zu Werke zu gehen. Die briefliche Botschaft, welche Martin diesmal auszurichten aufgetragen wurde, lautete genau wie die erste:

„Atpatoy? Tschauaum? C."

Und nachdem er sich wieder ein Boot genommen, steuerte er beklommenen Herzens vorwärts, kam aber, ohne einen Dampfer in Sicht zu bekommen, und ohne einen andern mißlichen Vorfall auf das bezeichnete Schiff zu, dessen Bemannung, trotz der zierlichen Farbe des Fahrzeugs, eben so wenig Zuvorkommenheit, wie jene des schwarzen zu besitzen schien.

Er kam indessen, so wie dort an Bord, und erhielt vom Capitain, der ebenfalls, so wie seine Leute, ein schwarzgelber, mürrisch aussehender Bursche war, eine Antwort.

Aber diese Antwort lautete diesmal:

„Han! Nomaisom, nactamanian, Temenieypetan. S.“

„Es ist reizend,“ dachte Martin, „ich fahre mit Lebensgefahr da hinaus, werde, weiß Gott in welche Spitzbüberei verwickelt, und weiß nicht einmal, was die einfältigen Worte da bedeuten.“

Als er aber dem Doktor den Zettel überreichte, bezeigte dieser eine ganz außerordentliche Freude.

„Han!“ rief er aus, Han, das ist vernünftig. Zwar, nactamanian, hm! ein Kerl wäre mir lieber gewesen, aber man muß Alles nehmen, was uns Gott schenkt!

Martin stand schweigend, und lauschte den ihm unverständlichen Worten des Doktors. Dieser aber fixirte ihn jetzt und sagte hierauf: „Ich will Ihnen jetzt sagen, um was es sich handelt. Aber — reinen Mund halten — die Sache ist nicht ganz ohne Gefahr.“

„„Ich will's lieber gar nicht wissen,““ entgegnete Martin kleinlaut.

„Nein, Sie müssen's wissen, Sie Tigerjäger,

denn es wird Ihnen Vergnügen gewähren, mit von der Expedition zu sein, welche noch heute Nachts, temenieypetan, vorgenommen wird. Sie, die Frau Müllerin und ich, das reicht aus, wir Drei sind entschlossen, und zu Allem fähig.

Martin schauderte, aber der Doktor ließ ihn nicht zu Worte kommen, sondern fuhr eifrig fort:

„Die Sklaverei ist in Brasilien aufgehoben wie Sie wissen, das heißt das Einführen von frischer schwarzer Waare, aber — blos pro forma, zum Schein, denn alle Welt weiß, daß jährlich Tausende von Negern importirt werden, und sind sie einmal am Lande, so verkauft man sie ohne Scheu.

Draußen, in See, haben die Engländer den Teufel im Leibe, und kapern die Sklavenschiffe, hier im Hafen hebt bisweilen, ich sage b i s w e i l e n, die hiesige Regierung eins auf; aber, trotzdem, Vorsicht schadet nie.

Die beiden Schiffe, auf denen Sie waren, sind Sklavenschiffe, welche ihre Waaren unter allerlei Vorsichtsmaßregeln an's Land schaffen, und ich stehe mit beiden Capitainen in Verbindung, um den Schädel einer Menschenrace zu erhalten, von welcher selten, leider s e h r selten, Individuen hieherkommen.

„„Kopfabschneiden!““ sagte Martin tonlos.

„Natürlich, Sie werden doch wahrhaftig nicht wollen, daß ich einen ganzen Neger in Spiritus setze, ein Kind ginge noch eher, ich bestellte auch eins, aber es starb keins."

„„Sie schneiden also blos den unterwegs Gestorbenen die Köpfe ab?""

„Lieber Vollbart," sagte der Doktor, „halten Sie mich für einen Verschwender? Wissen Sie, daß so ein ganzer, kräftiger und gesunder Neger drei- bis vierhundert Thaler kostet, während ich für den Kopf allein nur zwanzig Thaler zahle?

„Aber die Sache ist deshalb schwierig, weil die Hafenwache und die Douane ihre Nase in Alles steckt, und, fände man an Bord jener Schiffe, oder bei uns im Boote, einen Negerkopf, so gäb's einen Heidenspektakel, und man würde ganz unbekannte und unerhörte Verbrechen voraussetzen, da die wenigsten Menschen, und ohne Zweifel am allerwenigsten die hiesigen Richter, das wissenschaftliche Interesse begreifen können, welches ich für derlei hege.

„Dieser Lärm, den man aufschlagen würde, eines Kopfes halber, wäre größer, als hätte man zehn lebendige Neger gefunden.

„Also Vorsicht.

„Der Briefwechsel zwischen mir und den beiden mir befreundeten Capitainen wurde deshalb ein-

mal sehr lakonisch, und dann in der Sprache der Patachos, eines Stammes brasilianischer Indianer, geführt, welche sehr leicht zu erlernen ist, weil sie eine außerordentlich geringe Anzahl von Wörtern hat, welche aber, trotzdem, in ganz Rio keine drei Menschen verstehen.

„Mein erster Brief, welchen Sie bestellten, lautete:

Atputoy? Tschauaum? C.
Kopf? Kind? Cläsius.

„Die Antwort:

Tapetapocpay, R.
Nein, Rufino.

„Auf meinen zweiten, gleichlautenden Brief erhielt ich die Antwort:

Han! Nomaisom, nactamanian, Temenieypetan! S.

Ja, es ist gut, ein Mädchen, heute Nacht!
Salernas.

„Heute Nacht also, etwa um die elfte Stunde, fahren wir Drei auf eine kleine Insel, wo wir ein Boot des Capitains Salernas treffen, welches den Kopf bei sich hat, und ich besichtige vor Allem denselben, ob er ächt. Ist es abgemacht, zahle ich, und wir fahren wieder nach Hause. Die anderthalb Stunden Landweg, welche wir zu machen haben, sind gänzlich ohne Gefahr, auf der See

aber, kann uns die Hafenwache Unannehmlichkeiten bereiten.

„In diesem Falle warten wir, bis das Boot, welches uns verfolgt, etwa auf vierzig Schritte herangekommen, und dann geben wir Beide Feuer auf dasselbe. Wir nehmen Doppelflinten, und laden groben Hagel. Denn grober Hagel macht auf solche Entfernung eine ausgezeichnete Wirkung. Wahrscheinlich zieht sich das Boot zurück. Macht es aber dennoch einen Angriff auf uns, so nimmt die Frau Müller den Sack mit dem Schädel in den Mund, springt in's Wasser, und schwimmt an's Land.

„Sie schwimmt wie ein Fisch, und taucht zum Entzücken, so wird die Hauptsache, der Schädel, gerettet.

„Wir Beide werfen uns in unserm Boote nieder, bis die im feindlichen gefeuert haben. Es ist zu hoffen, daß sie uns nicht treffen. Dann rudern wir wie toll, und ist Keiner von uns tödtlich verwundet, so entkommen wir bestimmt, weil das kleine Boot, welches die Müllerin besorgt hat, wie ein Pfeil läuft. Wie gefällt Ihnen mein Plan," setzte der Doktor hinzu, „für Sie, der Sie Tage lang den Tigern nachlaufen, muß diese Excursion eine wahre Wollust sein?"

Martin hatte dem Doktor anfänglich mit Entsetzen zugehört, als derselbe aber entwickelte, wie sie Beide sich im Boote niederwerfen, und die feindlichen Kugeln, wenn das Glück günstig, über sich hinweggehen lassen wollten, hatte er seine ganze Heiterkeit wieder erlangt.

Es war ihm nämlich vollständig klar geworden, daß er diese „Excursion" unter allen Verhältnissen nicht mitmachen werde. Auf welche Art er sich losschrauben werde, wußte er noch nicht, aber er hoffte eine passende Ausrede zu finden und, im Nothfalle wollte er, wie jüngst, schweigend davongehen.

In diesem Augenblicke sah er, wie die Frau Müller hinter des Doktors Rücken allerlei Grimassen machte, und ein Papier in die Höhe hielt. Er glaubte schon vorher Aehnliches bemerkt zu haben, jetzt hatte er die Ueberzeugung, daß die Negerin ihm heimlich Etwas zuflüstern wollte.

Dienstboten halten, finden nicht ganz besondere Verhältnisse statt, stets zusammen, und die Frau Müller hielt Martin für einen Diener oder Knecht des Doktors, mithin für einen Amts-Collegen, und fühlte sich deshalb verpflichtet, auf seiner Seite zu sein.

Aber der Doktor seinerseits hatte Martin's

starren, auf die Negerin gerichteten Blick bemerkt, er fuhr rasch herum, und so schnell auch die Letztere das Papier verbergen wollte, so hatte er sich dennoch bereits desselben bemächtigt.

„Ha! was haben wir hier für Heimlichkeiten?"

Die Frau Müller kreuzte schweigend die Arme auf der Brust und neigte demüthig das Haupt. Das Papier war versiegelt, aber ohne Adresse.

„„An wen, an wen?"" fragte der Doktor hastig.

Er und Martin hatten inzwischen den gleichen Gedanken, nämlich den, daß der versiegelte Zettel den afrikanischen Schädel betreffe und absagende Botschaft bringe hinsichtlich der Excursion; was aber Martin mit höchster Freude erfüllte, brachte den Doktor zur Wuth.

„An wen, wer brachte das?" schrie er erbost.

Aber die Frau Müllerin verharrte in ihrer unterwürfigen Stellung und blickte, wie gewöhnlich, dem Doktor aufmerksam in die Augen.

„Lasse Sie die Possen mit dem Angaffen," schrie dieser jetzt in höchster Wuth, „ich weiß und habe wohl bemerkt, daß Sie besser deutsch versteht, als ich das portugiesische Kauderwälsch. Rede Sie! an wen? von wem? Weiß Sie, daß

ich Sie, contractmäßig, durchwalken darf, wenn Sie nicht parirt, oder wenn's mir beliebt."

Er ging hastig auf eine Ecke zu, in welcher verschiedene, zu botanischen Zwecken aufbewahrte Bambusstäbe standen.

Die Frau Müller veränderte ihre Stellung nicht im Geringsten, aber sie folgte ihrem zeitweiligen Gebieter mit den Augen. Als derselbe eines der Bambusstäbchen ergriffen hatte, sagte sie:

„„Kleine schwarze Niger!""

„A ha, und an wen?"

„„Sprechen kleine Niger: Martino Vollbartio!""

Der Doktor reichte den Zettel Martin, und dieser erbrach und las.

Zuerst erschrak er heftig, aber sogleich besann er sich wieder. Er war gerettet, für den Augenblick wenigstens.

Mit einem gewissen wohlgefälligen Lächeln reichte er dem Doktor den Brief.

Er lautete:

Tapferer Jüngling!

Warum erwarte ich Dich vergeblich? Heute Abend zehn Uhr an der Kirche da nossa Senhora da Gloria findest Du Jemand, der Dir viel zu sagen hat. Komm! M.

„Ei! ei!" sagte der Doktor, „ein Liebesbrief! Na Gott sei Dank, ist's Nichts vom Schädel. Aber Sie müssen hin, natürlich! es thut mir indessen leid, daß Sie heute Abend um unsere Fahrt kommen."

„„Es ist mir recht ärgerlich,"" erwiderte Martin, „„aber — ich kann nicht wohl ausweichen.""

Er zitterte bei dem Gedanken, daß der Doktor seine Excursion verschieben könnte, aber zu seinem Troste sagte dieser sogleich:

„Ich muß jetzt meinen Plan ändern. Ich fahre allein mit der alten Hexe da, und kommt der Feind, so springt diese in's Wasser mit dem Schädel, und ich thue, als ob ich gefischt habe, und lasse die Bursche mein Boot untersuchen. Wenn ich ganz allein bin, kann mir Niemand zumuthen, mit grobem Hagel auf einen überlegenen Feind zu schießen."

Martin dachte, daß dies auch zu Zweien höchst überflüssig und eine Thorheit gewesen wäre, aber er schwieg wohlweislich still, und äußerte nur wiederholt sein Bedauern, nicht von der Parthie sein zu können.

Gegen neun Uhr des Abends machte sich der Doktor mit seiner Köchin, wie er sie heute nannte, gewissermaßen um sie wegen ihrer Heimlichthuerei

zu bestrafen, auf den Weg, und gleich darauf verließ auch Martin das Haus.

„An der Kirche da nossa Senhora, oder wie es heißt," dachte er, „dürfen sie gute Augen haben, bis sie mich sehen. Aber allein im Hause bleibe ich auch nicht. Diese rabiate Weibsperson ist im Stande, mich hier aufzusuchen, wenn ich nicht dorthin komme. „Tapferer Jüngling!" wie abgeschmackt! Komm! freilich, ich werde hingehen, und mich von einem halben Dutzend Ehemännern oder Liebhabern überfallen, ermorden, oder auf die Polizei führen lassen."

Die Pistolen mit den Elfenbein-Schäften, welche der Doktor sorgsam geladen und ihm aufgedrungen hatte, ließ er zu Hause. Abgesehen von der Gefährlichkeit, solche Dinger geladen in der Tasche zu führen, wollte er sich absichtlich nicht bewaffnen. Wenn er etwa, wider alles Hoffen und Vermuthen, dennoch in Streitigkeiten verwickelt werden sollte! In welche Unannehmlichkeit konnte er kommen, wenn man dann diese Pistolen bei ihm finden würde. Wie erzürnt würden seine Feinde werden, wie würden die Gerichte mit ihm verfahren! Nein! ein friedlicher Mann braucht sich nicht mit dem Schwerte zu gürten.

Es war eine herrliche Mondnacht. Eine Mond-

nacht in Rio de Janeiro; man braucht nicht mehr zu sagen.

Martin schlenderte gemüthlich weiter und auf die Stadt zu; er wußte, daß er auf diesem Wege Nichts zu fürchten hatte.

Jetzt erst besann er sich, von wem wohl das zärtliche Billetchen sein mochte. Allerdings hatte er mehrmals bemerkt, daß auf den abendlichen, öffentlichen Spaziergängen ihn manche Damen länger angeblickt, als ihm schicklich schien nach seinen Begriffen, aber gesprochen hatte er keine. Er wußte wohl, daß in Ländern, in welchen schwarze Haare und Augen so allgemein sind, wie im Süden Amerikas, blonde Haare und blaue Augen hoch im Course stehen, er hatte aber mit keiner Dame noch je ein Wort gesprochen, und im Briefe stand: „warum erwarte ich Dich vergeblich?"

Da fiel's auf einmal wie Schuppen von seinen Augen!

M! Melusine! Es war die Tochter des Senhor Mispero.

Sie hatte ihn ja jedesmal mit den Augen verschlungen. Sie hatte ihm die übertriebensten Lobsprüche wegen seines Muthes gemacht.

Es lief ihm kalt über den Rücken. Sie war

verliebt in ihn, leidenschaftlich, rücksichtslos, und — schonungslos, wenn er sie nicht wieder liebte.

In der That war das Mädchen schön, sehr schön sogar, und sie hatte ihm ausnehmend gefallen.

Aber es war ja nicht daran zu denken, daß der Vater sie ihm, dem Vermögen- und Heimath-losen, geben würde.

Wenn er sich den kleinen, hagern Greis mit seinen blitzenden Augen dachte, racheschnaubend gegen ihn, den Verführer seiner einzigen Tochter!

Auf der andern Seite: „der Gram verschmähter Liebe!"

Dolchstiche von allen Seiten!

Ausweichen, dachte er, und als er die Stadt erreicht, verfügte er sich in eine Restauration, welche zu jener Zeit ein Franzose hielt, in der man trefflich speiste, und welche, das war die Hauptsache, sehr entfernt von der Kirche da nossa Senhora da Gloria war.

Sechs oder acht weite und hohe Bögen, des Tages über, und zwei Drittheile der Nacht, stets frei und offen, gestatten, von den unteren Räumen jenes Hotels aus, eine reizende Aussicht über den Hafen und die See, und erlauben zugleich der frischen Luft ungehinderten Zutritt. Zum Theil wohl deshalb, und dann, weil Speisen und

Getränke sämmtlich zu loben, war dort der Versammlungsort fast aller Fremden, welche sich in der Stadt befanden.

Aber Martin nahm, nachdem er eingetreten, der großen Säule gegenüber Platz, welche sich in der Mitte des Saales befindet, und welche eine natürliche Speisekarte repräsentirt.

Was die reiche Küche des Hauses bietet, ist dort aufgestellt. Gleich fertig und mundgerecht die kalten Speisen: das Geflügel, das Wild, mancherlei Fisch- und Muschelvolk, die duftenden Früchte des Südens.

Dazwischen, noch prangend im Federschmuck, vielerlei Vögel, riesige Krebse, frisch gefangen und des Siedens harrend, vorläufig aber noch in wassergefülltem Zinnbehälter schnalzend und zappelnd. Dann mächtige Stauden saftiger Gemüse, Wurzeln und andere Dinge, die der fremde Ankömmling vorher nie gesehen, von denen er aber begreift, daß sie eßbar sind, und ahnet, daß sie vortrefflich sein müssen.

Martin hatte dem blendenden Mondscheine, der draußen im Hafen Kurzweil trieb mit den Wellen des Meeres, und dem ganzen reizenden Tropennacht-Bilde, das durch die offenen Bögen

in's Zimmer zu den Menschen blickte, den Rücken gekehrt.

Er speiste und trank, und betrachtete die Säule mit den Eßwaaren.

„Lauter gute Sachen," sagte er zu sich, „treffliche, vorzügliche Sachen. Auch der Wein ist gut. Was könnte dieses Brasilien für ein herrliches Land sein, wenn die anderen Einfältigkeiten nicht wären, die Krokodile, die großen gefräßigen, und die kleinen giftigen Schlangen, die Tiger und Baumindianer, die abgeschnittenen Negerköpfe, und vor Allem: diese verliebten Weibsleute mit ihrer rachgierigen Verwandtschaft."

Aber trotz dieser Klagen lächelte er doch still vergnügt vor sich hin.

Es war bereits zehn Uhr vorüber.

„Du führst sie doch Alle hinter das Licht, Martin. Draußen im Hafen schwimmt vielleicht jetzt, in kurzer Zeit, die alte Müllerin, und hat, wie ein apportirender Pudel, den Kopf ihrer Landsmännin im Maule, während der Narr, der Doktor, sich in den Klauen der Douane befindet."

„An der Kirche trippelt die Senhora, einem verliebten Kätzchen gleich, wartend auf mich, während ihre Sippschaft, weiß Gott in welchem Win-

kel, blutdürstige Gedanken hegt, aber ebenfalls vergeblich."

„Schön freilich ist diese Melusine, aber unter solchen Umständen —"

In diesem Augenblicke fielen seine Augen zufällig auf einen in der rechten Ecke des Saales sitzenden jungen Mann, und der Gang seiner Gedanken wurde plötzlich durch einen tödtlichen Schreck unterbrochen.

Es war einer der jungen Leute des Senhor Mispero, der neulich draußen im Walde an der Gesellschaft Antheil genommen hatte.

Augenscheinlich suchte jener nicht erkannt zu werden, denn als Martin's Blicke auf ihn fielen, wendete er sich ab.

„Reize den Löwen nicht," dachte Martin, „der Kerl paßt Dir auf."

Er sah nach der linken Ecke des Saales.

Dort saß der andere.

Dieser brachte rasch sein Glas an den Mund, als wolle er trinken, und wendete sich hierauf ebenfalls ab.

Daß Beide ihn beobachteten, und nicht erkannt sein wollten, war nicht zu verkennen, und daß sie einen Anschlag gegen ihn im Schilde führten, lag ebenfalls auf der Hand, warum saßen sonst

die beiden Collegen, welche vor einigen Tagen ganz vertraulich neben einander Platz genommen hatten, jetzt getrennt, und warum versteckten sie sich vor ihm.

Hatte sie der alte Mispero geschickt, als gereizter Vater, oder die Tochter aus Rachsucht wegen verschmähter Liebe, oder waren beide junge Handelsbeflissene vielleicht ebenfalls in Melusine verliebt, und hatten sich eingefunden, um, auf eigene Rechnung Geschäfte zu machen in Todschlag und Eifersucht.

Wie der Blitz fuhren diese Gedanken durch Martin's Gehirn. Aber es war ihm gleichgültig, weshalb er erdolcht werden sollte, vollständig gleichgültig. Die Ermordung selbst war die Hauptsache.

Indessen nahm er sich zusammen.

Möglichst unbefangen scheinend, blieb er noch einige Minuten auf seinem Platze, dann stand er auf und nahm, in der Nähe der offenen Bögen, eine Zeitung, über welche hinweg er nach den beiden Banditen schielte.

Er merkte deutlich, daß Beide, welche sich ohne Zweifel nicht erkannt und beobachtet glaubten, ihn jetzt wieder in's Auge faßten, ja er sah, wie Einer dem Andern ein Zeichen gab.

Ach, es war Martin nur zu klar, was dieses Zeichen bedeutete.

Er legte die Zeitung von sich und war mit einem einzigen raschen Schritte vor der Thür. Laufen durfte er nicht, das hätte zu viel Aufsehen erregt, und vielleicht, in einem hierdurch veranlaßten Volksauflaufe, die blutige That noch beschleunigt.

Auch vor der Stadt getraute er sich nicht wirklich zu laufen, aber er machte Schritte von einer unermeßlichen Länge, und erschrak fast vor seinem Schatten, der eifrig im Mondscheine neben ihm herlief, und, wie es ihm vorkam, noch größere Schritte machte, als er selbst.

So war er rasch ein gutes Stück vorwärts gekommen, aber als er einmal rückwärts blickte, sah er in einiger Entfernung zwei Schatten hinter sich.

Das Auge der Liebe sieht scharf. Noch schärfer, wenngleich bisweilen etwas vergrößernd, das Auge der Furcht. Das Ohr der Furcht aber hört am schärfsten, unter allen kurzen und langen Ohren, sämmtlicher übriger Leidenschaften, Tugenden und Laster.

Martin, welcher unwillkürlich einen Augenblick still stand, hörte, daß die beiden dunklen

Gestalten noch einige Schritte vorwärts gingen, und dann ebenfalls still standen.

Es waren jetzt keine Gestalten mehr, es waren Verfolger, Räuber, Banditen, welche ihn nicht aus den Augen ließen.

Aber er lächelte fast über diese Art der Verfolgung. Die kleinen Kerle sollten ihn, den großen, kräftigen Mann, nicht erwischen.

Es lag ein kleines Gehölz auf dem Wege zu des Doktors Wohnung. Bis zu diesem Gehölze ging er, mit seinen bisher eingehaltenen, langen Schritten, als er aber das Gehölz erreicht hatte: „Staub aus! Martin!" in mächtigen Sätzen flog er durch das Buschwerk, und noch eine Strecke lang über dasselbe hinaus.

Dann blieb er stehen und sah sich um. Er bemerkte nichts Verdächtiges, aber angelangt unter der Thür des Hauses, sah er die Beiden am Rande des Gehölzes stehen.

Er eilte in's Haus, und verwünschte die Schlösser der Thür, welche, wie merkwürdiger Weise in fast allen warmen Ländern, höchst schlecht waren, und so viel wie gar keine Sicherheit boten.

Dann zündete er mit zitternder Hand Licht an, zuerst in den, gegen den Feind zu gelegenen

Gemächern, dann auch in jenen auf der entgegengesetzten Seite.

Diebe und Räuber, hatte er immer sagen hören, brechen selten in Wohnungen ein, in welchen sie noch Licht bemerken. „Gott gebe," dachte er, „daß Mörder auch diese Gewohnheit haben."

Dann stellte er sich zwischen die Holzgitter des Fensters und sang, was zwar anfänglich nicht recht zu Stande kommen wollte, endlich aber doch so ziemlich ging.

Nach einiger Zeit waren die Gestalten verschwunden, ohne Zweifel hatte er sie fort, bestimmt aber, sich selbst heiser gesungen. Jetzt dachte er an den Doktor, „wenn nur der käme." Aber er kam noch nicht, und es wurde zwei Uhr und er war immer noch nicht da.

Martin setzte sich jetzt auf die Diele nieder, so daß er durch einen Schuß vom Fenster aus, nicht getroffen werden konnte, und suchte sich wach zu halten, aber er nickte endlich doch ein wenig ein.

Plötzlich fuhr er auf, Schläge donnerten wider die Thür, und wilde Flüche erschollen draußen. Er nahm alle Kraft zusammen und rief: „Wer da?"

„„Gut Freund, Cläsius!""

„Gott sei gepriesen in der Höhe," murmelte Martin, und öffnete rasch.

„„Aber warum,"" sagte der Doktor lachend, warum haben Sie denn eine vollkommene Illumination veranstaltet? Ich dachte in der Entfernung, es stände Alles in Flammen.""

„Damit Sie das Haus in der Nacht bemerken sollten."

„„Wäre schlimm, wenn ich das nicht fände. Aber jetzt geben Sie Acht! Köchin! Eins! Zwei! Drei!""

Die Frau Müller hatte sich bei Eins in Positur gestellt, ohne Zweifel vom Doktor eingeschult, bei Drei zog sie, mittelst eines gewaltigen Ruckes, aus einem Sacke, welchen sie in der Linken trug, einen abscheulichen Negerkopf, und stellte ihn, dicht vor Martin, auf den Tisch.

Martin ekelte sich vor dem, ihn häßlich angrinsenden und halb nach schlechtem Branntwein, halb nach Fäulniß riechenden Schädel, aber er entsetzte sich nicht.

Er fürchtete sich nur vor Lebendigen, und vor Gift und Ansteckung in Krankheiten.

Das Furchtbarste war ihm die blanke Waffe, dann Pulver und Blei. Von Gespensterfurcht hatte er wenig zu leiden, und die Todten genirten

ihn am allerwenigsten. „Sie hauen, stechen und schießen nicht," dachte er.

Dennoch aber schlug er es aus, den Imbiß des Doktors zu theilen, welchen dieser, vis à vis seiner neuen Acquisition, mit Wohlbehagen einnahm, während er Martin umständlich alle Einzelheiten seiner nächtlichen Fahrt erzählte, auf welcher übrigens nichts Besonderes vorgefallen war. Als man sich endlich gegen drei Uhr des Morgens trennte, frug der Doktor leichthin:

„Nun, wie war's heute Abend?"

Martin zog schweigend die Schulter.

„Brav!" sagte der Doktor, „brav! Man darf sagen, daß man auf solchen Wegen geht, aber — keinen Namen — das gefällt mir wieder recht von Ihnen, Vollbart. Gute Nacht."

Des andern Tages gegen die Mittagszeit machte der Doktor Martin den Vorschlag, des folgenden Tages eine zweite Excursion nach dem Reptilienteich zu machen.

„Sie sind jenes Mal," sagte er, „durch die Wuth, mit welcher Sie dem Jaguar zu Leibe gingen, um das Vergnügen gekommen, und ich selbst hatte nur halbe Freude, da Sie fehlten. Das holen wir morgen nach. Gründlich. Und es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn wir

nicht an entschieden giftiges Zeug kommen sollten. An andere Bursche als diese einfältigen „Zweifelhaften" da, welche nicht einmal nach Fröschen schnappen."

Er deutete mit diesen Worten geringschätzig auf den Kasten, in welchem sich einige der jüngst gefangenen Schlangen befanden, und welche in der That höchst friedliche Geschöpfe zu sein schienen.

„Aber," fuhr er fort, „ich will Ihnen noch Etwas sagen. Sie werden morgen, natürlich wie toll, in dem Sumpfe unter diesen Thieren wüthen. Sie werden ein Jacarè mit Ihrem Jagdmesser erlegen, Sie werden Schlangen, ohne alles Ansehen der Person, ob giftig oder nicht, mit den Händen fangen, und werden, mit bloßen Füßen, verächtlich auf Tausendfüße und Skorpione treten, — das sieht Ihnen ähnlich — aber wissen Sie, was ich thun werde? Ich werde den Sumpf palus vollbartiana nennen, vollbartiana, nach Ihrem Namen, und dieser Name soll in Deutschland gedruckt werden, wenn ich nach Hause komme und mein Werk herausgebe. He?"

Ehe aber Martin antworten konnte, hörte man Hufschläge vor dem Hause, und gleich darauf trat die Frau Müller ein, diesmal, mit Ostentation, auf einem Teller Martin einen Brief überreichend.

Er erbrach denselben mechanisch, und las:

Mein lieber junger Mann!

Recht freundlich ersuche ich Sie, uns heute Mittag das Vergnügen zu gönnen, und einen Löffel Suppe mit uns zu genießen. Ich hoffe Ihnen eine erfreuliche Nachricht mittheilen zu können. Der Ihrige

Mispero.

„Niger haben Pferd für Senhor," sagte die Müllerin, freundlich grinsend.

Der Doktor aber rief „rasch, rasch, anziehen! Dieser Mispero hat Etwas mit Ihnen vor, ich weiß nicht was, aber er ist unbändig reich und ein nobler Kerl!

Martin ging schweigend in sein Gemach und kleidete sich langsam an.

„Er weiß nicht," sagte er während dem zu sich, „er weiß nicht, was dieser noble Kerl mit mir vor hat, aber ich weiß es nur zu genau. Gott wird vermuthlich seiner Langmuth endlich überdrüßig geworden sein, mit welcher er mich täglich aus einer andern Gefahr herausgerissen hat, und wird mich heute friedlich abschlachten lassen. Sein Wille geschehe. Ich lasse mich lieber heute dort anständig von Menschen, oder wenigstens Mohren abthun, als morgen in der palus vollbartiana

von dem Gewürme todt beißen oder auffressen. Ich werde indessen vor jenem feigen Mörder bei erster Gelegenheit einen Fußfall thun, und ihm meine Unschuld zu beweisen suchen, und komme ich lebendig durch, so gehe ich morgen zum Hafen und verdinge mich bei dem ersten besten Capitain, der nach Europa fährt, als Matrose. Hier habe ich's satt."

Hierauf nahm er mit merklicher Rührung vom Doktor Abschied, drückte der Müllerin krampfhaft die Hand, bestieg das bereit gehaltene Pferd und folgte mit gesenktem Haupte dem Neger, welcher voranritt, ihm die Wege zu zeigen.

Trotz seiner Gemüthsstimmung aber mußte er doch unwillkürlich über die reizende Lage der Fazenda erstaunen, welche in einem Blumenkorbe zu liegen schien, halb gedeckt vom mächtigen Urwalde, halb die prachtvollste Aussicht bietend.

Aber er hatte nicht lange Zeit um sich zu blicken, der alte Mispero kam ihm entgegen, bewillkommte ihn auf das Herzlichste, und führte ihn hierauf durch mehrere Zimmer, in den Speisesal, in welchem bereits Alles zur Mahlzeit hergerichtet war.

Hatte Martin sich vorher über die herrliche Lage der Besitzung verwundert, so war er jetzt fast starr vor Erstaunen über die Pracht, welche sich

ihm im Innern des Hauses darbot. Nie in seinem Leben hatte er eine solche Fülle von silbernen und goldenen Geräthschaften gesehen, ja nie für möglich gehalten. Er vergaß fast für einen Augenblick das Schicksal, welches ihm bevorstand, und wendete kein Auge von den vor ihm ausgebreiteten Schätzen.

Mispero schien dies nicht zu bemerken, sondern sagte freundlich:

„Wir wollen jetzt gleich zu Tische gehen. Von meiner seligen Frau habe ich die deutsche Sitte angenommen, um Ein Uhr des Mittags zu essen, und nicht erst des Abends, wenn die Sonne sinkt. Wir sind übrigens ganz unter uns."

In diesem Augenblicke öffnete sich eine Seitenthür und Melusine trat ein.

Sie erröthete, als Martin ihr ein ziemlich unbeholfenes Compliment machte, und in einem Augenblicke, in welchem sie von ihrem Vater nicht bemerkt werden konnte, glaubte Martin ein flüchtiges Zeichen zu bemerken, welches sie ihm mit den Augen gab.

Eben als er darüber nachsann, was dies wohl bedeuten könne, traten die beiden Commis, die Gestalten von gestern, ein.

„Jetzt werden sie beginnen," dachte Martin, und der Hausherr, indem er fast buchstäblich seinen Gedanken Worte lieh, sagte:

„„Beginnen wir jetzt.""

Aber man fiel nicht über Martin her, um ihn zu erwürgen, sondern man setzte sich zu Tische, und jetzt trugen die Neger eine solche Auswahl der trefflichsten Speisen auf, eine solche liebenswürdige Vereinigung deutscher Kochkunst und amerikanischer Produkte, daß Martin seine Furcht fast vergaß und wacker zu schmausen begann.

„Freilich," dachte er. „Vielleicht wollen sie Dich mit Gift aus dem Wege räumen;" aber er sah, daß alle Anderen ebenfalls eine treffliche Klinge schlugen. Dann fiel ihm ein, daß die übrige Gesellschaft wohl ein Gegengift genommen haben könnte: „Diese bigotten, unaufgeklärten Menschen befinden sich, noch von den Jesuiten her, in Besitz solcher verabscheuungswürdigen Geheimnisse."

Da er aber auch dem Weine sein Recht anthat, ward er fast heiter, und dachte: „Sie fördern Dich wenigstens auf eine anständige und höfliche Weise in die andere Welt; Essen und Trinken: ausgezeichnet, Alle die Artigkeit selbst, die zwei Mörder fast unterwürfig; da sind schon

Andere auf viel unangenehmere Weise ermordet worden."

Als man abgegessen hatte, schlug der alte Mispero vor, den Kaffee im Garten zu nehmen; an dem Springbrunnen, dort sei es am kühlsten. Aber indem er das sagte, war er auch schon aus dem Speisesaale, und die beiden Commis verschwanden eben so rasch.

Jetzt befand sich Martin allein mit Melusine, und er begriff sogleich, wenn auch in dergleichen wenig erfahren, daß man ihn absichtlich allein mit ihr gelassen hatte.

„Was soll denn jetzt daraus werden?" dachte er, indem er Melusine von der Seite ansah.

Aber diese trat jetzt an ihn heran und fragte: „Haben Sie meinen Brief erhalten?"

Martin bemerkte, trotz seiner Verwirrung, jetzt wieder das Zeichen mit den Augen. Es schien zu sagen: „sprich ja!"

„„Ja,"" sagte er herzhaft.

„Warum kamen Sie nicht?"

Verdammte Frage! Er blickte in ihre Augen, aber diese blieben jetzt stumm. — Er senkte die seinigen zu Boden und schwieg.

„Warum kamen Sie nicht?" fragte sie, fast tonlos, zum zweiten Male.

„„Mein Gott! ich weiß nicht — ich — Ihr Herr Vater —“ er stockte; aber die Augen des Mädchens schienen ihn zu beleben. Jetzt fragte sie mit zitternder Stimme:

„Lieben Sie mich?“ Ihre Augen sagten ja.

„„Unaussprechlich!““ erwiderte Martin. Er hatte einmal diese Antwort gelesen, auf eine ähnliche Frage.

Sie sprang auf ihn zu und breitete die Arme aus; er trat einen Schritt zurück — wollte sie ihn erstechen, wollte sie ihn küssen — gleichgültig, er retirirte.

Aber in diesem Augenblicke trat der alte Mispero ein.

„Edler, braver Jüngling, an mein Herz!“

Martin stand bereits in einer Ecke. Er hatte keine andere Wahl, daher umarmte er den Alten.

„Jetzt diese!“ er zeigte auf Melusine, welche wieder die Arme ausbreitete und schmelzend sagte:

„Martino!“

Martin dachte jetzt Nichts mehr, ja er fürchtete jetzt Nichts mehr, sondern er küßte Melusine auf energische Weise und so anhaltend, daß sie sich endlich aus seinen Armen wand.

„Wollen Sie mein Schwiegersohn werden?“ fragte jetzt Mispero.

Martin hätte fast wieder „unaussprechlich" geantwortet, denn er war vollkommen verwirrt, doch besann er sich, und sagte, höchst passend:

„„Mit vielem Vergnügen!""

„Jetzt hören Sie," sagte der Schwiegervater, „damit Ihnen mein rasches Handeln nicht unzart, oder wenigstens allzu sonderbar erscheint.

„Ich bin reich, jetzt sehr reich, wie man sagt, und um Melusine, meine einzige Erbin, bewarben sich bereits viele junge Leute.

„Ihr gefiel Keiner, und mir eben so wenig, denn Alle hatten stets mehr den Mammon im Auge, als das Mädchen, und Alle suchten sich ihr auf verschiedene Weise zu nahen, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, ob ich ihr Bewerben billige oder nicht.

„Da erschienen Sie!

„Als mein Kind Ihre tollkühne That bei dem Dampfschiffe sah, den Trotz, mit welchem Sie, mit gekreuzten Armen, dem Tode in's Auge blickten, hatten Sie ihr Herz bereits gewonnen. Sie sprach den ganzen Tag über Nichts, als von dem kühnen jungen Manne.

„Als Sie darauf mit dem Tiger erschienen, den Sie allein getödtet hatten, während wir Alle, so lange er in unserer Gegend verspürt wurde, Furcht vor demselben empfanden, erklärte mir Melusine

offen, daß sie nie einem andern Manne angehören würde, als Ihnen.

„Von den musikalischen Künstlern erfuhren wir Näheres. Ihr Furchtlosigkeit bei jener Sturmesnacht, aber auch, daß Sie, eines Zweikampfes halber, Europa verlassen mußten.

„Junger Mann, ich liebe die Zweikämpfe nicht, aber ich weiß, daß diese unselige Sitte, leider, noch in Ihrem Vaterlande besteht. Während ich aber vielleicht die Hitze eines muthigen Jünglings, der allzuheftig auf seinen Gegner eindrang, entschuldigte, schwärmte Melusine auch für diese gesetzwidrige Handlung.

„Ich mußte mich gefangen geben — aber unter einer Bedingung.

„Ich wollte Ihre Bescheidenheit erproben, ich wollte wissen, ob Sie, hinterrücks des Vaters, eine Tochter umgarnen würden.

„Auf mein Gebot mußte Melusine jenes Briefchen schreiben, und von jenem Augenblicke an wurden Sie ununterbrochen von mir beobachtet. Meine jungen Leute folgten Ihnen, und nahmen, unbemerkt von Ihnen, in jenem Hôtel ebenfalls Platz. Dort kämpften Sie plötzlich mit einem Entschlusse. Fast hätte die Versuchung gesiegt, denn meine jungen Leute sahen, wie das Zeitungs-

blatt zitterte in Ihren Händen. Aber Sie ermannten sich, und gingen heimwärts, so schnell, daß die beiden Beobachtenden Ihnen kaum folgen konnten. Im Gehölze müssen Sie sogar gelaufen sein. Dann sangen Sie! Nur ein reines Herz singt. Das gab der Sache den Ausschlag.

„Die heutige Probe war eigentlich überflüssig, doch wollte ich sie Ihnen nicht erlassen. Ich stand hinter der Thür, und Melusine mußte die Ihnen bekannten Fragen stellen. Sie gestanden ihr, daß Sie sie liebten, aber Sie berührten sie nicht!

„Sie haben," fügte Mispero gerührt hinzu, „Sie haben den Muth, einem Gegner, mit dem Schwerte in der Faust, entgegen zu gehen, Sie trotzen dem wüthenden Elemente, Sie kämpfen kaltblütig mit einem wüthenden Raubthiere, aber Sie haben auch den Muth, sich selbst zu bekämpfen, — Ihre Leidenschaft zu besiegen. — Sie achten die Ehre eines alten Mannes! Sie sind ein muthiges Herz, Sie sind ein edler Mann."

Martin begriff, und da, wie es unter Brautleuten gebräuchlich, während der Rede des Vaters, die Hände der Verlobten, unterhalb des Tisches, ineinander ruhten, so wurden, durch lebhafte Drucke von Melusinens zierlicher Hand, manche Stellen der väterlichen Rede noch deutlicher erklärt.

Jetzt sagte Melusine:

„Nun der Vater zufrieden, und Du seine Bedingungen erfüllt, kommen die meinigen.“ Sie sah ihn schmeichelnd an.

„Du duellirst nicht mehr!“

„„Nein,““ sagte Martin, „„auf keinen Fall.““

„Du gehst nicht mehr allein in den Wald nach Tigern!“

„„Da Du es wünschest, nein.““

„Du gehst nicht mehr zu den giftigen Thieren in den Sumpf, von welchem mir des Doktors Negerin erzählt hat!“

Während sonst die Liebe schüchtern macht, machte sie Martin hier unverschämt, er that, als könne er sich nur schwer von diesem Vergnügen trennen, doch sagte er endlich:

„„Wenn es nicht anders sein kann, in Gottes Namen.““

„Endlich,“ fuhr Melusine fort, „endlich machst Du es, wenn Du ähnliche Briefchen von Anderen bekommen solltest, wie gestern von mir, genau eben so, wie Du es mit dem meinigen gemacht hast.“

Die zärtlichste aller Umarmungen war die Antwort auf diese letzte Bedingung der schönen Melusine. —

In kurzer Zeit wurde die Vermählung des

jungen Helden mit der schönen Melusine gefeiert, und der Doktor tanzte auf dieser glänzenden Hochzeit wie besessen, wenn auch auf etwas altväterische Weise, den deutschen Walzer.

Martin brachte die Frau Müllerin käuflich an sich, und diese reichte hierauf dem schwarzen Vetter ihre Hand. Der Doktor aber heirathete besonnener Weise nicht, weil er bereits im Vaterlande mit einer ehelichen Hausfrau versehen war.

Er kehrte indessen bald hierauf nach Europa zurück, und die getrocknete Haut des Jacarè, welches in der palus vollbartiana durch gemeinschaftliches Zusammenwirken erlegt wurde, hängt auf dem Gange vor seinem Studierzimmer, zur Rechten des Eintritts.

Hier hat denn die Geschichte wirklich und in der That ein Ende, und aus derselben ersieht man abermals, wie aus tausend anderen Fällen, daß, eben so wie das wahre Verdienst und die wahre Thätigkeit, auch der wahre Muth stets anerkannt und von den Menschen sowohl, wie vom Geschicke, stets belohnt wird.

Ende des ersten Bandes.

Druck von G. Pätz in Naumburg.

Im Verlage von Hermann Costenoble in Leipzig erschienen ferner folgende neue Werke:

Bibra, Ernst Freiherr von, Erinnerungen aus Süd-Amerika. 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr. 15 Ngr.

Gerstäcker, Friedrich, Die Regulatoren in Arkansas. 3 Bde. (Aus dem Waldleben Amerika's. Erste Abtheilung.) 4. Aufl. 2. Stereot.-Ausgabe. 1⅔ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Die Flußpiraten des Mississippi. 3 Bde. (Aus dem Waldleben Amerika's. Zweite Abtheilung.) 4. Aufl. 2. Stereot.-Ausgabe. 1⅔ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Achtzehn Monate in Süd-Amerika. 6 Theile in 3 Bänden. 8. broch. 5⅓ Thlr.

Berlepsch, H. A., Die Alpen in Natur- und Lebensbildern. Mit 16 Illustrationen und einem Titelbilde in Tondruck, nach Originalzeichnungen von Emil Rittmeyer. Lex.-8. Pracht-Ausgabe. Ein starker Band. Eleg. broch. 3 Thlr. 26 Ngr. Eleg. gebund. mit vergold. Deckenverzierungen 4⅓ Thlr. Mit Goldschnitt 4⅔ Thlr. Wohlfeile Volksausgabe mit Illustrationen ohne Tondruck. Mittel-8. broch. 1⅔ Thlr. Eleg. gebund. 2 Thlr. 5 Ngr.

Brachvogel, A. E., Aus dem Mittelalter. 2 Bde. 8. broch. 2¼ Thlr.

Möllhausen, Balduin, Der Flüchtling. Erzählung. 4 Bde. 8. broch. 5¾ Thlr.

Wallfahrt durch's Leben vom Baseler Frieden bis zur Gegenwart. Von einem Sechsundsechsziger. 9 Bde. 8. broch. 10½ Thlr.

Wird gleiches Aufsehen erregen wie Varnhagen's Tagebücher.

Sternberg, A. von, Peter Paul Rubens. Biographischer Roman. 8. broch. $1\frac{1}{4}$ Thlr.

Böttger, Adolf, Habana. Lyrisch-epische Dichtung. Zweite Auflage. Min.-Ausg. broch. $1\frac{1}{3}$ Thlr. Prachtvoll geb. mit Goldschnitt 1 Thlr. 16 Ngr.

Brachvogel, A. E., Benoni. Ein Roman. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr. 27 Ngr.

Brachvogel, A. E., Narciß. Ein Trauerspiel. Min.-Ausgabe. Zweite Auflage. broch. 24 Ngr. Prachtvoll geb. mit Goldschnitt 1 Thlr. 2 Ngr.

Brachvogel, A. E., Adelbert vom Babanberge. Ein Trauerspiel. Min.-Ausgabe. broch. 24 Ngr. Prachtvoll geb. mit Goldschnitt 1 Thlr. 2 Ngr.

Brachvogel, A. E., Der Trödler. Ein Roman aus dem Alltagsleben. 2 Bde. 8. broch. $2\frac{1}{4}$ Thlr.

Brachvogel, A. E., Der Usurpator. Ein dramatisches Gedicht. Min.-Ausg. broch. 27 Ngr. Eleg. geb. mit Goldschnitt 1 Thlr. 5 Ngr.

Bunyan, Johann, Die Pilgerreise aus dieser Welt in die zukünftige. Aus dem Englischen mit Einleitung und Anmerkungen von Dr. Friedrich Ahlfeld, Pastor an der St. Nicolaikirche zu Leipzig. Pracht-Ausgabe mit 12 Holzschnitten. Zwei Theile in Einem Bande. 8. broch. $1\frac{5}{6}$ Thlr.

In elegantestem englischen Einbande mit reich vergoldeten Deckenverzierungen und Goldschn. $2\frac{1}{3}$ Thlr.

Burow, Julie (Frau Pfannenschmidt). Des Kindes Wartung und Pflege und die Erziehung der Töchter in Haus und Schule. Ein Handbuch für Mütter und Erzieher. (Das Buch der Erziehung in Haus und Schule. Erste Abtheilung.) 8. broch. 27 Ngr.

Körner, Friedrich, Professor an der höhern Handelsakademie in Pesth. Die Erziehung der Knaben in Haus und Schule. Ein Handbuch für Eltern und Erzieher. (Das Buch der Erziehung in Haus und Schule. Zweite Abtheilung.) 8. broch. 27 Ngr.

Burow, Julie (Frau Pfannenschmidt). Aus dem Frauenleben. Zweite Auflag. der Novellen. 2 Bde. 8. broch. $2\frac{1}{2}$ Thlr.

Burton und Speke's Reisen in Arabien und Ost-Afrika. Nach den neuesten Entdeckungen bearbeitet von Dr. Karl Andree. Mit 8 Tonbildern und sehr zahlreichen eingedruckten Holzschnitten. Nebst einer Karte von Afrika. 2 Bde. broch. 6 Thlr.

Eberty, Dr. F., Die Sterne und die Erde. Gedanken über Raum, Zeit und Ewigkeit. Nach der 6. Auflage der engl. Uebersetzung des Werkes: „Die Gestirne und die Weltgeschichte." In's Deutsche zurückübersetzt von W. von Voigts-Rhetz. 8. broch. 10 Ngr.

Ernesti, Louise, Geld und Talent. Roman. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Der Kunstreiter. Eine Erzählung. 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr. 15 Ngr.

Gerstäcker, Friedrich, Gold! Ein Californisches Lebensbild aus dem Jahre 1849. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Die beiden Sträflinge. Australischer Roman. 3 Bde. 8. broch. $3\frac{5}{6}$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Unter dem Aequator. Javanisches Sittenbild. 3 Bde. 8. broch. $4\frac{1}{4}$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Nach Amerika! Ein Volksbuch. Illustrirt von Theod. Hosemann und Karl Reinhardt. 6 Bde. 8. broch. 6 Thlr. 12 Ngr.

Gerstäcker, Friedrich, Das alte Haus. Erzählung. 8. broch. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Tahiti. Roman aus der Südsee. Zweite Auflage. 4 Bde. 8. broch. 6 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Der kleine Goldgräber in Californien. Eine Erzählung für die Jugend. Mit 6 colorirten Bildern. 8. In Buntdruck-Umschlag gebunden. $1\frac{2}{3}$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Der erste Christbaum. Ein Märchen mit 6 color. Bildern. 8. In Buntdruck-Umschlag gebunden. 1 Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Der kleine Wallfischfänger. Erzählung für die Jugend. Mit einem Titelkupfer. 8. In Buntdruck-Umschlag gebunden. $1\frac{1}{3}$ Thlr.

Gundling, Jul., Deutsche Hiebe. Oesterr. und Preuß. Soldatengeschichten. 2 Bde. 8. broch. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Guseck, Bernd v., Girandola. Novellen. Zweite Auflage. 4 Bde. 8. broch. 3 Thlr.

Guseck, Bernd v., Die Hand des Fremden. Historischer Roman. 2 Bde. 8. broch. $2\frac{3}{4}$ Thlr.

Guseck, Bernd v., Der erste Raub an Deutschland. Historischer Roman. 4 Bde. 8. broch. $5\frac{1}{2}$ Thlr.

Haan, Dr. Wilhelm, Königl. Sächs. Superintendent und Pastor an der Stadtkirche St. Matthäi zu Leisnig. Das Gebet vermag viel! Stunden religiöser Erbauung für alle Lebensverhältnisse evangelischer Christen. Mit 1 Titelkupfer. gr. 8. broch. $1\frac{1}{3}$ Thlr. Eleg. geb. mit vergold. Deckenverzierungen $1\frac{3}{4}$ Thlr.

Hamilton, Anthony Graf, (Supplement zu Thomas Babington Macaulay's Geschichte von

England) Memoiren des Grafen Grammont. Der englische Hof unter Karl dem Zweiten. In deutscher Uebertragung nebst geschichtlichen Erläuterungen nach englischen Quellen. Octav-Ausgabe. broch. 1 1/3 Thlr. Sedez-Ausgabe. broch. 1 Thlr.

Heine, Wilhelm, Expedition in die Seen von China, Japan und Ochotsk unter Commando von Commodore C. Ringgold und Commodore J. Rodgers, im Auftrage der Regierung der Vereinigten Staaten unternommen in den Jahren 1853 bis 1856. Deutsche Original-Ausgabe. Mit 28 vom Verfasser nach der Natur aufgenommenen Ansichten, Portraits ꝛc. in Tondruck, ausgeführt in Holzschnitt in der F. A. Brockhaus'schen geogr. artist. Anstalt. 3 Bde. Lex.-8. broch. 9 3/4 Thlr.

Heine, Wilh., Wanderbilder aus Central-Amerika. Skizzen eines deutschen Malers. Mit einem Vorwort von Friedrich Gerstäcker. Zweite Auflage. 8. broch. 1 1/4 Thlr.

Heine, Wilh., Japan und seine Bewohner. Geschichtliche Rückblicke und ethnographische Schilderungen von Land und Leuten. gr. 8. broch. 1 Thlr. 26 Ngr.

Heine, Wilh., Reise um die Erde nach Japan an Bord der Expeditions-Escadre unter Commodore M. C. Perry in den Jahren 1853, 1854 und 1855, unternommen im Auftrage der Regierung der Vereinigten Staaten. Deutsche Original-Ausgabe. Mit 10 vom Verfasser aufgenommenen Ansichten in Tondruck, ausgeführt in Holzschnitt von Eduard Kretzschmar. 2 Bde. Lex.-8. broch. 6 Thlr.

Bibra, Ernst <<von>>,

Aus Chili, Peru und Brasilien

Bd.: 1

Leipzig 1862